Ferdinand von Saars
sämtliche Werke
in zwölf Bänden.

Im Auftrage des Wiener Zweigvereins der Deutschen Schillerstiftu[ng]
mit einer Biographie des Dichters von **Anton Bettelheim**
herausgegeben von **Jakob Minor.**

Mit 5 Bildnissen, einer Wiedergabe des Grabdenkmals des Dichters und einem Bri[ef]
als Handschriftenprobe.

Elfter Band.

Novellen aus Österreich. V.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Ferdinand von Saars

Novellen aus Österreich.

Herausgegeben

von

Jakob Minor.

Fünfter Teil:

Camera obscura.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.

Inhalt.

Novellen aus Österreich.

Fünfter Teil.

Acht Geschichten.

Camera obscura.

	Seite
21. Die Brüder	7
22. Die Parzen	37
23. Der Burggraf	61
24. Der Brauer von Habrovan	85
25. Außer Dienst	109
26. Die Heirat des Herrn Stäudl	127
27. Der Hellene	151
28. Dissonanzen	169

Die Brüder.

Vorwort des Herausgebers.

„Die Brüder" hat Saar schon zu Anfang 1898 begonnen; am 31. Januar war aber noch kaum ein Drittel geschrieben. Im Spätherbst des folgenden Jahres ging er, wie er am 16. Oktober 1899 an Lieben schreibt, in Habrovan wieder daran und hoffte sie hier fertig zu bringen. Aber erst in „Blansko, 31. März 1900" ist ihm die Vollendung gelungen, wie die beiden noch erhaltenen Reinschriften angeben, die auf eine verlorene Urhandschrift, wahrscheinlich die erste Niederschrift, zurückgehen und den ungefähr gleichzeitigen ersten Drucken zugrunde gelegt wurden. Die eine, von Saar selber angefertigt und jetzt im Besitze von Dr. Anton Bettelheim, liegt dem Abdrucke in dem „Kalender des Deutschen Schulvereins auf das Jahr 1901", Fünfzehnter Jahrgang, redigiert von Hermann Hango, zugrunde (Wien, Seite 8—24); die andere, von fremder Hand und von dem Dichter selber bloß durchkorrigiert, wurde für die Buchausgabe in der Camera obscura, die im November 1900 mit der Jahreszahl 1901 (Seite 1—56) erschienen ist, angefertigt und während der Druckkorrektur an etlichen Stellen noch mit dem Kalenderdruck in Übereinstimmung gebracht. Die zweite Auflage der Camera obscura (1904, S. 1—48) hat nur einige stilistische Verbesserungen erfahren.

I.

„Ich danke sehr — nein wirklich, bemühen Sie sich nicht", sagte ich, während ich mich auf die Bank vor dem Pächterhause niederließ. „Ich fühle nicht das geringste Bedürfnis, etwas zu mir zu nehmen. Möchte mit Ihrer Erlaubnis nur ein wenig ausruhen und eine Zigarre rauchen. Kann ich Ihnen vielleicht auch — —?" Ich hielt ihm die offene Tasche hin.

„Muß nun meinerseits danken. Ich rauche nicht."

„Sie rauchen nicht? Das nimmt mich wunder. Ein Landwirt ohne Pfeife und Tabak ist fast so selten, wie einer ohne Weib und Kind."

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als sich auch schon das Gesicht des großen, breitschultrigen Mannes, der in einer abgenützten Lodenjoppe und hohen, die Spuren der Ackerscholle tragenden Stiefeln vor mir stand, schmerzlich verzog und helle Tränen aus seinen blauen, sanftmütigen Augen quollen.

„Mein Gott," sagte ich bestürzt, „hab' ich da vielleicht an etwas gerührt — —"

„Ja", erwiderte er, sein Taschentuch hervorziehend. „Aber es tut nichts. Und wie hätten Sie wissen sollen, daß gerade ich es bin, der sein junges Weib verloren hat. Denn von dem Fall selbst haben Sie bei Ihrem ersten Aufenthalt in dieser Gegend gewiß gehört."

Nun dämmerte es in mir auf. Ja, ich hatte von einer Pächtersfrau gehört, die einen plötzlichen Tod gefunden. Aber einige Jahre waren seither vergangen und meine Erinnerungen nicht mehr zuverlässig.

„Ich entsinne mich allerdings", sagte ich. „Es waren, glaub' ich, seltsame Umstände dabei —"

„Ja, sehr seltsame Umstände."

„Ihre Frau ist — erschossen worden", fuhr ich zögernd fort.

„Ja, von meinem Bruder. Eigentlich war es ein Zufall — aber sie ist an meiner Statt gestorben."

„Das ist in der Tat merkwürdig. Wenn ich nicht fürchten müßte, daß es Sie zu sehr angreift, so würde ich Sie bitten, mir näheres —"

„Das will ich gern. Sie haben ja Verständnis für Unglückliche, und ich bin der Fügung dankbar, daß Sie von der Jagd ab und hierher geraten sind. Verwundern Sie sich nicht. Ich bin ja kein ganz ungebildeter Mensch, kein Bauer, wenn Sie mich auch hinter dem Pfluge angetroffen haben. Ich habe immer gern gelesen — und auch in letzter Zeit daran gedacht, wohl oder übel aufzuschreiben, was ich Ihnen jetzt mitteilen soll. Aber ich müßte weit zurückgreifen, müßte Ihnen zeigen, wie mein Bruder seit jeher das Unglück meines Lebens gewesen ist — und das dürfte Sie vielleicht ermüden."

„Gewiß nicht."

„Nun, dann will ich das Gespann nach Hause schicken, es ist morgen auch ein Tag."

Er rief den halbwüchsigen Burschen an, der bei den Zugtieren stand und nunmehr die Pflugschar hob. Während die stattlichen Rinder langsam auf dem feuchten Sturzacker herumgelenkt wurden, ließ sich der Pächter neben mir nieder und blickte in Gedanken nach einem fernen Höhenzuge, der über dunklen, aus dem Waldtal aufragenden Fichtenwipfeln zum Vorschein kam. Die Sonne glänzte noch hoch im wolkenlosen Blau des Herbsthimmels. Schimmernde Gespinste der Wanderarachne schwebten in der klaren Luft, die hin und wieder von fern verhallenden Schüssen durchzittert wurde. Sonst kein Laut. Endlich nahm der Mann das Wort.

II.

„Unser Vater war ein angesehener Bürger, der in der kleinen Stadt Krumau im Böhmerwalde einen ausgebreiteten, altbewährten Handel mit Honig und Wachs betrieb. Außer einem stattlichen Hause mit einer sogenannten Lebküchlerei besaß er vor der Stadt zwei große Gärten mit Bienenständen und im Umkreise dieser Anlagen eine ergiebige Feldwirtschaft. Als stiller, zurückgezogener Mann hatte er sich erst spät verheiratet und zwar mit einem Mädchen, das gleichfalls nicht mehr sehr jung, aber von ganz außerordentlicher Schönheit war. Sie stammte aus einer Familie, die, obgleich seit Menschengedenken in Krumau ansässig, ihren Ursprung von einem italienischen Einwanderer herleitete. Schon der Name Fossatti ließ das erkennen, und in der späten Enkeltochter war die fremde Rasse wieder mit voller Deutlichkeit zum Durchbruch gekommen. Nicht bloß im Äußeren, das ganz den südlichen Typus aufwies, sondern auch im Temperament und Charakter. Es konnte kaum eine lebhaftere, reizbarere und heftigere Frau geben, als meine Mutter, und sie hat ihrem sanften, zur Ruhe und Bequemlichkeit neigenden Gatten das Leben oft recht schwer gemacht. Auch an Grund zur Eifersucht mochte es anfänglich nicht gefehlt haben. Denn unser Laden vertrat in der Kleinstadt gewissermaßen die Stelle einer Konditorei, der auch männliche Besucher nicht fern blieben; gewiß weit mehr durch die reizvolle Erscheinung der dunkeläugigen Frau angezogen, die den Verkauf leitete, als von den ziemlich derben Süßigkeiten, die mit einem allerdings sehr schmackhaften Met geboten wurden. Das soll keine Anklage sein. Ich bin vielmehr überzeugt, daß meine Mutter die angelobte Treue unverbrüchlich bewahrt hat. Vielleicht nicht ganz ohne Kampf mit ihrem heißen Blute, aber geschützt durch eine andere große Leidenschaft, die sie im Herzen trug und welche ihr sehr bald Sinn und Verständnis für alles übrige benahm.

Sie hatte rasch nacheinander drei Kindern das Leben geschenkt. Das erste, ein Mädchen, starb bald nach der Geburt; das zweite war ich — das dritte mein Bruder, der bei der Taufe den Namen Franz Xaver erhielt. Zu diesem Knaben, der, als er das Licht der Welt erblickte, schon ihre Züge trug, faßte unsere Mutter eine an Raserei grenzende Liebe. Sie erdrückte ihn fast mit ihrer Zärtlichkeit, verhätschelte und verzog ihn in jeder Weise, von nun ab eigentlich nur mehr für ihren Xaver lebend. Dieser aber hatte auch ihr heftiges Naturell ererbt, das bei ihm als äußerste kindliche Bosheit zutage trat. Schon in der allerersten Zeit unseres gemeinsamen Aufwachsens hatte ich darunter schwer zu leiden. Kaum, daß er seinen Willen nur einigermaßen frei betätigen konnte, entriß er mir alles, was mein war: jedes Spielzeug, jedes Naschwerk — ja selbst die mir zugemessene Nahrung, obgleich er die seine stets reichlicher und auch, wenn möglich, schmackhafter erhielt. Dabei behandelte er mich als Sklaven. Ich sollte ihm auf den Wink gehorchen, und wenn das nicht sofort geschah, schlug er in sinnloser Wut mit geballten Fäusten auf mich los. In angeborener Gutmütigkeit ließ ich es mir meistens gefallen; auch widerstrebte es mir, meine weit überlegene körperliche Kraft dem zartgebauten, schmächtigen Bruder gegenüber zur Geltung zu bringen. Das aber reizte ihn nur noch mehr. Er überbot sich in seinen Angriffen, und wenn ich ihn dann, zur Abwehr getrieben, mit einer gelinden Tätlichkeit in die Schranken wies, begann er augenblicklich zu heulen und lief zur Mutter mit der Anklage, ich hätte ihn mißhandelt, was mir ihrerseits heftige Schelte und oft genug auch Schläge eintrug. Dann jubelte er schadenfroh. Infolgedessen wurde ich begreiflicherweise immer duldsamer; er aber verachtete mich darob und verspottete meine Furchtsamkeit, wie er mich später auch stets einen Feigling nannte, wenn ich an seinen schlimmen Knabenstreichen nicht teilnehmen wollte. Ließ ich mich manchmal doch dazu herbei, so schob er, wenn wir ertappt wurden, die Schuld der Anstiftung auf mich, und so hatte

ich zuletzt stets das Bad auszugießen. Als ich anfing, die Schule zu besuchen, trachtete er, mich durch allerlei Schabernack im Lernen und bei meinen schriftlichen Arbeiten zu stören; sein größtes Vergnügen war, meine Hefte und Bücher zu besudeln oder zu zerreißen. Trotzdem machte ich, da ich fleißig und aufmerksam war, gute Fortschritte, um die er mich, da er sich endlich selbst der Schule bequemen mußte, beneidete. Und dieser Neid steigerte sich allmählich zum Haß. Denn obgleich es ihm keineswegs an Fähigkeiten gebrach, war er doch ein abgesagter Feind alles Lernens. Er blieb vollständig zurück. Auch über sein sonstiges Verhalten hatten die Lehrer stets zu klagen, während ich — leider muß ich es aussprechen — zum Verdruß meiner Mutter die besten Zeugnisse mit nach Hause brachte. Sie aber hatte für meine Erfolge nur düstere Blicke und ärgerliches Schweigen. Auch mein Vater, der jedem Anlaß zu häuslichem Unfrieden ängstlich aus dem Wege ging, wagte es nicht, mich zu loben, und so kam es, da ich, um drohenden Zerwürfnissen vorzubeugen, mein Licht selbst unter dem Scheffel barg. Ich stellte mich allmählich träg, leichtsinnig und unwissend, blieb also auch schließlich in der Klasse weit zurück. Das aber gab ihm plötzlich den Ansporn, mich in seiner zu überflügeln, was ihm jetzt leicht genug gelang — zur großen Freude der Mutter, die mich nunmehr weniger lieblos behandelte, während er, hochmütig und stolz auf seine Siege, mich bei jeder Gelegenheit einen Dummkopf und Faulpelz nannte. Das waren die ersten Güsse des bitteren Trankes, mit dem mir mein Bruder den Kelch des Lebens füllte ...

III.

Xaver galt also jetzt als der Begabtere, und vielleicht war er es auch, denn an Fähigkeiten fehlte es ihm, wie gesagt, nicht. Er sollte daher, den ehrgeizigen Plänen unserer Mutter gemäß, einer höheren Laufbahn zugeführt werden: er sollte „studieren". Und so faßte man anfänglich das Gymnasium

für ihn ins Auge. Dagegen aber sträubte er sich entschieden. Er wollte kein Bücherwurm, kein Kanzleihocker werden — viel lieber Techniker, Ingenieur oder Baumeister. Dieser Wunsch hing mit einer Familientradition zusammen, nach der ein Luigi Fossatti zu Padua ein berühmter Architekt gewesen sein sollte. Diesem nun wollte es Xaver seinerzeit gleichtun. Die Mutter, die keinen anderen Willen kannte, als den seinen, ging sofort lebhaft auf dieses Vorhaben ein, der Vater stimmte wie immer bei, und so sollte Xaver fürs erste die Realschule in Budweis besuchen. Obgleich unser Vater dort einige angesehene Geschäftsfreunde hatte, ja sogar ein näherer Verwandter von uns in dieser Stadt lebte, wollte doch die Mutter ihren Liebling um keinen Preis fremder Fürsorge anvertrauen; sie zog mit ihm nach Budweis, während ich bei dem Vater zurückblieb, um von ihm in das Geschäft eingeführt zu werden, das ich dereinst übernehmen sollte.

Begreiflicherweise hatte ich die beiden nicht mit allzu schwerem Herzen ziehen gesehen, und ich glaube, daß auch der Vater meine Empfindungen teilte. Denn obgleich er seine Frau sehr liebte, vor Xaver schien er, gleich mir, eine Art Furcht zu haben. Jedenfalls war ihm das stille, unbehelligte Leben, das wir nun begannen, nicht unwillkommen, und da er keinen Grund mehr hatte, seine Zuneigung zu verbergen, so ließ er mir eine sanfte, gleichmäßige Zärtlichkeit zuteil werden, die mir unendlich wohl tat. Auch die Tätigkeit, der ich mich jetzt hingeben mußte, sagte mir zu. Freilich nicht so ganz die im eigentlichen Geschäft, desto mehr aber jene, welche mit unserer ausgebreiteten Landwirtschaft zusammenhing. Schon früher war es meine liebste Erholung gewesen, mit den Knechten und Mägden auf die Felder hinauszuziehen, zu ackern und zu säen und bei der Ernte Sichel oder Sense zu schwingen. Nun konnte ich gleich mit der Wintersaat beginnen, und wenn auch bald der Winter selbst hereinbrach, so boten mir doch die langen Abende Muße zum Lesen. In unserem Hause gab es einen großen Schrank

voll alter Bücher, die niemand ansah. Ich selbst hatte zwar öfter darin gekramt, aber nur Bände hervorgeholt, die Kupfer oder Holzschnitte enthielten. Nun musterte ich alle durch, und wenn mir auch die meisten unverständlich erschienen, so fand sich doch einiges, das mich anzog und fesselte. Außerdem trug ich meine Spargroschen in die einzige Leihbibliothek des Städtchens, die von einem alten Tabakkrämer so nebenher geführt wurde. Da gab es denn, was mich entzückte: Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten. Aber ich stieß auch auf anderes, das in mir, wenn es mir auch nicht gleich behagen wollte, den Sinn für Besseres und einen gewissen Bildungstrieb erweckte. Ich bestimmte meinen Vater, eine damals weitverbreitete belletristische Monatsschrift zu halten, die auch gemeinverständliche wissenschaftliche Abhandlungen brachte. So war ich denn reichlich versorgt und kannte auch im Sommer kein schöneres Vergnügen, als nach getaner Arbeit oder an Sonntagen in einem unserer weitläufigen Gärten zu sitzen, ein Buch in der Hand.

Das Glück dieses ruhigen Daseins wurde stellenweise unterbrochen durch das Eintreffen der Mutter und des Bruders. Außer den mehrwöchentlichen Ferien geschah dies regelmäßig zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Xaver benahm sich während seiner Anwesenheit derart, daß ich diesen festtäglichen Zeitpunkten stets mit dem größten Bangen entgegensah. Er fühlte sich jetzt ganz als „Student" und ließ mir die verletzendste Geringschätzung zuteil werden. Besonders in Gegenwart anderer. Er nannte mich dann immer nur den „jungen Lebküchler", und vor gleichalterigen Mädchen, wenn wir mit solchen zusammentrafen, wurde er nicht müde, mich zu hänseln und in jeder Weise herabzusetzen. Frühreif, wie er war, ging er schon damals dem anderen Geschlechte nach; die Dienstmädchen im Hause wußten davon zu erzählen. Dennoch war er der allgemeine Liebling — und ich selbst konnte ihm eine gewisse Zuneigung nicht versagen. Seine jugendliche Schönheit, sein lebhaftes,

wenn auch oft freches Wesen hatten etwas unwiderstehlich Anziehendes. Und er war ja doch mein Bruder! Wenn ich ihn auch begreiflicherweise nicht liebte — die Empfindung, daß uns eine Mutter geboren, wirkte in meinem Innern fort, und wenn er mir je zuweilen ein gutes Wort, einen freundlichen Blick gönnte, war ich fast bereit, alles zu vergeben und zu vergessen. Aber da ereignete sich etwas, das dieses Grundgefühl brüderlicher Zuneigung für immer in mir austilgte.

Es war zu Ostern — und er mit der Mutter für drei Tage nach Krumau gekommen. Infolge einer Ausbesserung, die in unserer Wohnung vorgenommen werden mußte, schliefen wir in einer Stube. Sonst war es nicht der Fall gewesen, da er stets ein Zimmer für sich allein verlangte. In einem länglichen, ziemlich schmalen Raume standen unsere Betten; jedes an einer Seitenwand. Auf den Nachttischen hatten wir beide ein großes, mit Wasser gefülltes Glas stehen. Als wir uns zur Ruhe begaben, beliebte es ihm, wieder Unfug zu treiben. Er ergriff sein Glas und schüttete Wasser nach meinem Bette hinüber. Dieses Spiel wiederholte er in kurzen Zwischenpausen, so daß ich mich schon stark durchnäßt fühlte. Ich bat ihn jetzt, doch endlich aufzuhören. Statt dessen goß er das noch halbvolle Glas über mich aus. Darauf erwiderte ich mit einem ärgerlichen Ausruf den Guß, aber nur in geringem Maße. Niemals könnte ich den Ausdruck satanischer Wut vergessen, in der sich sein schönes Antlitz verzerrte. Und schon hatte er sein Glas mit solcher Gewalt nach mir hingeschleudert, daß es hart über meinem Kopf an der Wand zersplitterte. Wäre ich nicht instinktartig unter die Decke geschlüpft, er würde mich schwer verletzt — vielleicht getötet haben. Was ein anderer an meiner Stelle getan haben würde, weiß ich nicht. Mir selbst versagte jeder Laut; ich war wie erstarrt über diese Handlung, die mir den ganzen Abgrund seiner Herzlosigkeit aufdeckte. Er aber blies befriedigt das Licht aus, drehte sich gegen die Wand und schlief ein ...

IV.

Die Fortschritte, die Xaver in der Realschule machte, waren nur gering. Im ersten Jahre schien er zwar ein fleißiger Schüler zu sein und hatte ein ganz hübsches Zeugnis aufzuweisen. Im zweiten aber ließ er nach — und im dritten versagte er ganz, so daß eine Wiederholung der Klasse in Aussicht stand. Als nun die Ferien zu Ende gingen, erklärte er, er wolle nicht weiter lernen, sondern Soldat werden. Die Lust dazu erwachte in ihm durch den Umstand, daß ein Infanterie-Bataillon nach Krumau in Station gekommen war. Das bunte militärische Treiben, das er täglich vor Augen hatte, das schmucke Äußere der Offiziere und das Ansehen, in dem sie standen, verlockten ihn um so mehr, als der Major und einige Offiziere, die unseren Laden besuchten, an der Erscheinung des lebhaften jungen Menschen — er war eben siebzehn Jahre alt geworden — Gefallen fanden und ihn gewissermaßen aufforderten, als Kadett einzutreten. Obgleich ihm unsere Mutter, wie gesagt, alles zu Willen tat, so widersetzte sie sich doch sehr heftig diesem Vorhaben. Denn wie hätte sie es übers Herz bringen können, ihren Liebling den Fährlichkeiten des Soldatenstandes preiszugeben, auch bebte sie schon vor dem bloßen Gedanken einer möglichen Trennung zurück. Da er aber mit leidenschaftlicher Hartnäckigkeit darauf bestand, und der Major wiederholt den Fürsprecher machte, so willigte sie endlich ein, halbwegs durch die Zusicherung getröstet, daß Xaver vorderhand in Krumau bleibe und höchstens nach Budweis, wo sich der Regimentsstab befand, versetzt werden könne. Der Vater wurde nicht lange gefragt; man nahm seine Zustimmung vorweg. So zeigte sich denn Xaver bald zur Augenweide aller jungen Mädchen in der funkelnden weißen Uniform mit rosenroten Aufschlägen, welcher Anblick auch die Mutter mit der unwillkommenen Berufswahl auszusöhnen schien. Aber auch ich setzte jetzt die Erfüllung eines langegehegten Wunsches durch. Ich durfte einen landwirt-

schaftlichen Kurs in dem benachbarten Städtchen Hohenfurt durchmachen. Dort stand ich unter der Obhut eines alten kinderlosen Ehepaares, das mich in jeder Hinsicht knapp hielt. Da es mir bloß ums Lernen zu tun war, gab ich mich ganz zufrieden; auch war mir ja überall wohler als daheim . . .

Als ich nach Ablauf eines Jahres zurückkehrte, traf ich Xaver nicht mehr an. Das Regiment war plötzlich wider alles Vermuten nach Innsbruck versetzt worden. Der Abschied, den die Mutter von ihm genommen, mußte ein herzzerreißender gewesen sein. Noch jetzt fand ich sie in trostloser Verzweiflung, nur an den Entfernten denkend, der ihrer Sehnsucht und Besorgnis nicht oft genug Nachricht geben konnte. Er aber ließ sie immer lange warten, schrieb kurz und flüchtig — meistens nur dann, wenn er Geld brauchte, das ihm natürlich sofort gesendet wurde.

So vergingen zwei Jahre, und der Feldzug von 1859 bereitete sich vor. Da kam eines Tages von Xaver die Mitteilung, er sei Offizier geworden. Die Freude der Mutter war unbeschreiblich, und der Vater konnte nicht rasch genug die zur Equipierung nötige Summe abschicken. Bald darauf traf eine Photographie ein, die den jungen Leutnant darstellte. Dieses Konterfei wurde als Heiligtum betrachtet. Die Mutter wollte es gar nicht aus den Händen lassen. Es stand, sorgfältig eingerahmt, tagsüber vor ihr auf dem Tische, des Nachts an ihrem Bette. Jedermann mußte kommen und es bewundern. Aber dieser Jubel dauerte nicht lange, denn der Krieg begann, und Xaver war nach Italien abgezogen. Und nun kamen die von mütterlicher Angst durchtobten Tage und Nächte, die um so qualvoller waren, als Xaver gar keine Nachricht gab — vielleicht nicht geben konnte. So war man auf die zugänglichen Tagesblätter angewiesen, deren Berichte vom Kriegsschauplatze mit Zittern gelesen wurden. Endlich brachten sie die Kunde, daß der Feldzug zu Ende und der Friede geschlossen sei. Und nun schrieb auch Xaver, daß er bei Magenta und Solferino glücklich durchgekommen, Oberleutnant geworden sei und demnächst mit Urlaub zu Hause

eintreffen werde. Alles Leid war jetzt vergessen und die Mutter konnte in ihrem Freudentaumel die Stunde des Wiedersehens kaum erwarten. Ich aber — so unnatürlich traurig war ich vom Schicksal gestellt — sah der Ankunft des Bruders mit doppeltem Bangen entgegen . . .

Ich hatte nämlich eine erste Herzensneigung zu der Tochter eines Kaufmanns gefaßt. Das Mädchen war zu Linz in einem Kloster erzogen worden und befand sich erst seit einem halben Jahre wieder dauernd im elterlichen Hause. Eine anmutige Blondine mit braunen Augen, die fröhlich in die Welt hineinblickten. Sie schien meine Empfindungen zu teilen; auch ihren Eltern, die mit uns näher bekannt waren, konnte eine eheliche Verbindung nicht unwillkommen sein. Wir galten also im Städtchen gewissermaßen als Verlobte, obgleich eine bestimmte Erklärung noch nicht erfolgt war. Und nun sollte mein Bruder kommen! Ich hatte sofort die Überzeugung, daß er mir das Mädchen entfremden — daß er es zu sich hinüberziehen werde. So geschah es. Kaum war er da, so hatte auch Hedwig kein Auge mehr für mich: es war, als hätte sie nur darauf gewartet, sich ihm in die Arme zu werfen. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß sich zwischen den beiden ein Liebesverhältnis entspann, das ich insofern begünstigte, als ich mich mit dem bitteren Gefühl, gegen Xaver nicht aufkommen zu können, schweigend zurückgezogen hatte; auch schien den Eltern, die ziemlich wohlhabend waren, der glänzende Offizier als Eidam erwünschter zu sein, als der — Bauer, wie er mich jetzt nannte.

Xaver hatte einen achtwöchentlichen Urlaub, der ihm auf sein Ansuchen um vierzehn Tage verlängert wurde. Endlich rückte die Zeit des Abschiedes heran. Da trat er eines Tages — ich war gerade von unseren Feldern nach Hause gekommen — in mein Zimmer. ‚Nun,‘ sagte er ohne jede Einleitung, ‚wann wirst du denn die Hedwig heiraten?‘

‚Ich?‘ erwiderte ich erstaunt.

‚Ja, du. Du bist doch mit ihr verlobt

‚Das war ich nie. Und wenn ich es auch gewesen wäre, so bist ja jetzt du —‘

‚Nun ja, ich hab' sie gern. Aber heiraten werd' ich sie nicht.‘

‚Warum denn nicht?‘

‚Ach was! Als Offizier — und so ein Mädel! Der Alte könnte zwar die Kaution hergeben. Aber es fällt mir nicht ein, so früh ins Joch zu kriechen.‘

‚Nun, das ist deine Sache‘, sagte ich und wollte das Gespräch abbrechen.

‚Allerdings ist es meine Sache‘, fuhr er aufbrausend fort. ‚Aber die Hedwig kann nicht so allein bleiben. Sie muß heiraten — und das bald.‘

Nun war mir alles klar. Er hatte Hedwig verführt — und ich sollte die Folgen auf mich nehmen! Die Ungeheuerlichkeit dieser Zumutung traf mich wie ein Keulenschlag vor die Stirn. Ich fand kein Wort der Erwiderung. Endlich hatte ich mich soweit gefaßt, daß ich sagen konnte: ‚Darauf geb' ich gar keine Antwort.‘

‚Brauchst auch keine zu geben. Triff nur deine Anstalten, Hedwig ist ganz einverstanden.‘

Jetzt hatte ich auch die Erklärung für das rätselhafte Benehmen des Mädchens, das in letzter Zeit, gewiß auf seine Veranlassung, jede Gelegenheit benützt hatte, sich mir mit einschmeichelnder Freundlichkeit wieder zu nähern. Ein Abgrund tat sich vor mir auf. Elender! wollte ich ausrufen — aber ich bezwang mich. Denn ich wußte: mit Heftigkeit war ihm gegenüber nichts auszurichten. Ich sagte daher, indem ich mich von ihm abwandte, mit möglichster Ruhe: ‚Du begreifst, daß von dem allen zwischen uns nicht mehr die Rede sein kann.‘

‚Oho!‘ schrie er. ‚Sträube dich nicht, es nützt dir nichts. Ich habe bereits die Sache mit unserer Mutter durchgesprochen. Du wirst Hedwig heiraten — und damit basta!‘ Er verließ das Zimmer, die Tür hinter sich zuwerfend.

Als ich allein war, sank mir der Mut. Ich erkannte, daß sich da ein Netz über mich zusammengezogen hatte, dem ich nur durch einen Gewaltstreich entrinnen konnte. Welche verzweifelten Kämpfe standen mir jetzt bevor! Je länger ich darüber nachdachte, desto wehrloser fühlte ich mich ....

Da geschah es, daß wir in der Nacht durch Feuerlärm geweckt wurden. Es brannte im oberen Stadtteil, wo sich das Haus des Kaufmanns befand. Dort war auch das Feuer ausgebrochen; im Magazin eingelagerter Spiritus hatte sich entzündet. So wurde das Gebäude von unten hinauf ergriffen und die Inwohner befanden sich in der entsetzlichsten Lage. Dennoch gelang es, sie zu retten. Hedwig aber, die aus ihrem Zimmer über eine schmale, bereits glimmende Holztreppe flüchten wollte, verlor, von der Glut umqualmt, die Besinnung, stürzte und erlitt schwere Brandwunden, denen sie schon am nächsten Morgen erlag. ‚Schad' um das Mädel', sagte Xaver zu mir. ‚Aber sei froh! Du brauchst sie jetzt nicht mehr zu heiraten.'

V.

Rücksichtsloser Egoismus war der Grundzug seines Wesens. Aber er verband damit Eigenschaften, die nicht nur anderen, sondern auch ihm selbst verderblich wurden. Er war im höchsten Grade leichtsinnig, und sein Hang zu ausschweifendem Wohlleben kannte keine Grenzen. Budapest, wo jetzt sein Regiment lag, bot ihm alle Gelegenheit, sich die Zügel schießen zu lassen. Es war unglaublich, welche Summen er dort im Laufe zweier Jahre verausgabte. Nun waren wir allerdings wohlhabend, jedoch nur in schlicht bürgerlichem Sinne. Ein Sohn, der verschwenderisch in den Tag hineinlebte, mußte die Familie zugrunde richten. Das Gesicht unseres Vaters, der zu kränkeln begonnen hatte, wurde immer sorgenvoller — schließlich erklärte er, sich zu weiteren Leistungen nicht mehr herbeilassen zu können. Da berief sich die Mutter auf das Vermögen, das

sie mitgebracht. Allein sie vergaß, wie geringfügig dieses gewesen, und daß es, wenn sie es mit Hinweis auf Xaver in Anschlag brachte, längst verausgabt war. Zudem kam noch, daß sich im Laufe der Zeit und ihrer Wandlungen ein allmählicher Niedergang unserer Verhältnisse bemerkbar gemacht hatte. Vor allem im Handelsgeschäft, das einst unter unseren Vorfahren den Wohlstand des Hauses begründet hatte. Der Begehr nach Wachs und Honig wurde immer geringer; auch unser Laden war inzwischen wirklich durch den eines Zuckerbäckers in den Schatten gestellt worden, daher sich unser Vater entschloß, das wenig einträgliche Gewerbe einem Mieter abzutreten. Wir waren also jetzt hauptsächlich auf unsere Liegenschaften angewiesen, die sich allerdings noch sehr ergiebig zu erweisen schienen. Als aber der Vater plötzlich starb, da zeigte sich, daß er, was ich bereits geahnt, schon längst gezwungen war, Geld aufzunehmen, so zwar, daß er damit unseren ganzen Besitzstand schwer belastet — oder eigentlich überlastet hatte. Diesen durch pünktliche Verzinsung aufrecht zu erhalten, war jetzt im Einverständnisse mit unseren im allgemeinen nachsichtigen Gläubigern meine Aufgabe, an die ich mit redlichem Eifer ging, indem ich fürs erste alle Ausgaben auf das Notwendigste einschränkte. Mein Bruder, der, wie er mitteilte, diensteshalber bei dem Leichenbegängnisse nicht erscheinen konnte, erkundigte sich gleichwohl sofort nach seinem Erbteil. Der gerichtliche Bescheid, den er erhielt, tat ihm kund, daß er nicht das Geringste zu erwarten habe. Dennoch änderte er seine Lebensweise nicht, und da er kein Geld bekam, machte er Schulden, deren Zahlung er auf mich und die Mutter anweisen ließ. Um ihn nicht ins Verderben zu stürzen, geschah das Möglichste. Aber es nützte nichts. Eines Tages schrieb er, er habe gespielt — und ihm anvertraute Regimentsgelder verspielt. Wenn er nicht binnen achtundvierzig Stunden fünfhundert Gulden erhalte, sei er verloren — und es bleibe ihm nichts übrig, als sich zu erschießen. Das Geld hätte also sofort abgesendet werden müssen. Aber woher es nehmen? Zu

erborgen war es in so kurzer Zeit nicht. Man kannte in der ganzen Stadt unsere Verhältnisse und war überall rückhältig und schwierig geworden. Die Mutter wußte jedoch, daß bei mir eine größere Summe in Bereitschaft lag. Es war der Zinsenbetrag für einen übelwollenden Gläubiger, der unserem Vater auf zwei große, für uns sehr wertvolle Grundstücke ein bedeutendes Darlehen gegeben hatte. Ich wußte: des Mannes Sinn stand nach den Grundstücken; erhielt er die Zinsen nicht am bestimmten Tage, so kündigte er das Kapital und verlangte die Feilbietung.

Ich weigerte mich daher, das Depot anzugreifen. ‚Willst du deinen Bruder morden?‘ rief die Mutter aus. ‚Und auch mich? Denn das wisse nur: ich folge ihm nach!‘ Konnte ich anders? Ich sandte an Xaver die verlangte Summe. Was aber tat der Unselige? Er setzte sich damit noch in zwölfter Stunde an den Spieltisch — und verlor alles. So verfiel er seinem Schicksal. Er erschoß sich zwar nicht — aber er wurde kassiert und zu zweijähriger Festungshaft in Komorn verurteilt. Als die Mutter davon Kunde erhielt, fiel sie, wie ein gefällter Stamm, der Länge nach zu Boden. Der Schlag hatte sie gerührt. Sie erholte sich zwar wieder, aber sie blieb gelähmt. —

Noch größeres Leid stand ihr bevor. Denn in ihrer allverzeihenden Liebe hatte sie sich früher, als man geglaubt hätte, mit den Ereignissen ausgesöhnt. L e b t e doch Xaver! Was lag daran, daß er seine Charge verloren, daß er nunmehr vor der Welt entehrt dastand? Wenn er nur in zwei Jahren in ihre Arme zurückkehrte! Diese Erwartung, diese Zuversicht sprach aus ihrem schönen, jetzt schon durchfurchten Antlitz, leuchtete aus ihren dunklen Augen, wenn sie tagsüber regungslos im Lehnstuhle saß. Obgeich sie nie davon sprach, wußte ich doch, daß sie die Monde, Wochen, Tage und Stunden zählte. Wie vernichtend mußte es für sie gewesen sein, als sie endlich erfuhr, was ihr so lange wie möglich verschwiegen wurde! Xaver war mit einem anderen Sträfling, einem ehemaligen Geniehauptmann, der sich große Unterschleife hatte zuschulden kommen

lassen, in einer stürmischen Spätherbstnacht aus der Festung entwichen. Trotz aller Bemühungen konnte man ihrer, da die Entweichung erst am nächsten Tage bemerkt wurde, nicht mehr habhaft werden. Es mußte den Flüchtlingen, so nahm man an, gelungen sein, in die Türkei zu entkommen.

Ein furchtbares, markerschütterndes Stöhnen drang aus der Brust der unglückseligen Frau. Dann aber verstummte sie. Auch in den nächsten Tagen kam kein Laut über ihre Lippen, sie verschmähte Trank und Speise — bis sie endlich nach und nach das Dasein wieder aufnahm, in der erwachenden, nie sich erfüllenden Hoffnung, doch noch etwas von Xaver zu vernehmen. Ich, ihr erstgeborener Sohn, dessen Anblick, das fühlte ich, ihre Qualen verdoppelte, konnte ermessen, was in ihr vorging. So duldete sie noch drei Jahre. Dann fand man sie eines Morgens entseelt in ihrem Bette."

VI.

Der Pächter tat einen tiefen Atemzug und schwieg. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Schon während des letzten Lebensjahres der Mutter hatte ich unser Hauswesen nur mit äußerster Anstrengung aufrecht erhalten können. Die beiden bedeutenden Grundstücke waren natürlich schon damals unter den Hammer gekommen. Da nun schon der Anfang gemacht war, so folgten nach und nach auch die anderen Gläubiger dem Beispiel, unbekümmert darum, daß sie doch ihre Zinsen regelmäßig erhielten. So blieb uns zuletzt nichts als das Haus mit dem vermieteten Geschäft — und einige nicht sehr ergiebige Felder, aus denen ich zur Not unseren Lebensunterhalt herausschlug. Aber auch das war eigentlich unser Eigentum nicht mehr; ein wohlhabender Bäcker konnte jeden Tag davon Besitz ergreifen. Es erwies sich als gutmütiger Mann, und solange die Mutter lebte, verzichtete er darauf. Jetzt aber machte er seine Ansprüche geltend, indem er zu mir sagte: ‚Seht, Herr Petzold, was nützt Euch der Rest, da ja doch alles andere

verloren ist. Ihr verblutet Euch nur daran. Aber ich will Euch in anderer Weise unter die Arme greifen. Ein Bruder von mir, das wißt Ihr, ist Gutsinspektor auf einer Herrschaft in Mähren. Dort will man einen kleinen, aber recht ergiebigen Hof, seiner stark exponierten Lage wegen, verpachten. Doch nicht an den Nächstbesten, man sucht einen vertrauenswürdigen Mann. Als solchen kenne ich Euch — zudem seid Ihr ein ganz tüchtiger Ökonom, wenn Ihr auch unter fatalen Verhältnissen nicht habt aufkommen können. Reist also hin und seht Euch den Hof an. Gefällt er Euch, und glaubt Ihr, dort wirtschaften zu können, so will ich Euch gegen mäßige Verzinsung so viel vorstrecken, als Ihr braucht, um die ersten Anschaffungen zu machen und für ein paar Jahre hinaus mit dem Pachtschilling gedeckt zu sein.' Freudigen Herzens nahm ich das Anerbieten an. Wäre die Mutter nicht gewesen, für die mir zu sorgen oblag, ich würde mich schon längst nach einer Stelle umgesehen haben — und hätte ich mich irgendwo als Schaffer verdingen müssen. Nun aber war mir die unverhoffte Gelegenheit geboten, ein neues Heim zu gründen — und zwar nicht für mich allein.

Das hing so zusammen.

Unser Laden hatte im Laufe der Jahre wiederholt die Mieter gewechselt. Zuletzt war eine Frau an die Reihe gekommen, die Witwe eines Lebküchlers aus Hohenfurt, der dort mit seinem Geschäft zugrunde gegangen war; die Frau aber wollte sich mit Hilfe eines bewährten Altgesellen, der die Ware auf den Jahrmärkten vertreiben sollte, in Krumau wieder aufbringen. Sie hatte auch ein junges Mädchen mitgebracht. Ein zartes, schlankes Geschöpf mit mattbraunen Haaren, das als Verkäuferin hinter dem Ladentische saß und dabei mit Nähen von Weißzeug beschäftigt war, denn es kamen nicht allzu viele Kunden. In ihrem feinen blassen Gesichtchen lag eine stille Traurigkeit, die mich eigentümlich anzog, so daß ich, so oft ich vorüberkam, in den Laden spähte, um sie zu sehen. Zuweilen trat ich auch unter irgend einem Vorwand hinein, um ein paar Worte

mit ihr zu wechseln und den sanften Klang ihrer Stimme zu vernehmen.

Als dies wieder einmal geschah, fand ich das Mädchen wie gewöhnlich allein und bemerkte, daß die Lider ihrer großen hellgrauen Augen feucht und gerötet waren. ‚Sie haben ja geweint‘, sagte ich.

Statt aller Antwort brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

‚Mein Gott, was haben Sie denn?‘

‚Ich muß fort‘, erwiderte sie tonlos.

‚Fort? Weshalb denn?‘

‚Die Frau will mich nicht länger behalten, weil ich nicht genug verkaufe. Kann ich dafür, daß die Leute so wenig Lebkuchen essen und keinen Met trinken wollen?‘

‚Gewiß nicht... Aber sind Sie denn so gerne hier, daß Sie — —‘

‚Gerne? O nein! Die Frau hat mich immer schlecht behandelt. Sie gibt mir auch keinen Lohn, nur das bißchen Lebensunterhalt. Selbst von dem, was ich mir da mit Nähen verdiene, muß ich ihr die Hälfte ablassen. Aber ich bin doch irgendwo zu Hause. Und nun soll ich fort — und weiß nicht wohin.‘

‚Haben Sie denn niemanden — —‘

‚Nein. Ich bin eine Waise und stehe ganz allein.‘ Sie blickte vor sich hin wie ins Leere, in ihrer ganzen Erscheinung ein Bild verzweifelter Hilflosigkeit, die mir das Herz zerschnitt.

‚Sie sind aus Hohenfurt — nicht wahr?‘

‚Ja. Aber dorthin zurück gehe ich nicht mehr — eher in den Tod!‘

Ihre Miene drückte eine solche Seelenangst, solches Entsetzen aus, daß mir jede weitere Frage auf den Lippen erstarb. Aber eine plötzliche Eingebung erfaßte mich.

‚Verzweifeln Sie nicht‘, sagte ich nach einigem Besinnen. ‚Vielleicht kann ich Ihnen helfen.‘

Sie faltete die Hände und sah mich mit erwartungsvollem Flehen an. ‚O, wenn Sie das könnten!‘

‚Sie dürften wohl wissen,‘ fuhr ich fort, ‚daß ich eine kranke Mutter habe. Seit einiger Zeit ist sie vollständig gelähmt und daher besonderer Pflege und Wartung bedürftig. Die Personen, die bis jetzt neben unserer alten Hausmagd damit betraut waren, haben sich teils ungeschickt, teils unzuverlässig erwiesen. Wie wäre es, wenn Sie? — — Aber freilich, es ist ein anstrengender, aufreibender Dienst‘, setzte ich mit einem unwillkürlichen Blick auf ihren schmächtigen Körper hinzu.

‚O, ich bin nicht so schwach, wie ich aussehe‘, sagte sie rasch. ‚Ich muß ja hier auch morgens und abends die Dienste einer Magd verrichten. Und in der Krankenpflege bin ich erfahren. Meine arme Mutter hatte ein schweres Gichtleiden und konnte vor ihrem Tode ein Jahr hindurch gar nicht mehr vom Bett aufstehen. Ich war ganz allein um sie — und dabei mußte ich noch für alles andere sorgen. Nehmen Sie mich nur, Sie werden zufrieden sein.‘

So traf Johanna — das war ihr Name — schon in den nächsten Tagen mit einem kleinen Koffer, der ihre wenigen Habseligkeiten enthielt, bei uns ein. Unsere alte Margaret betrachtete sie mit Mißtrauen, meine Mutter mit sichtlichem Widerwillen. Bald jedoch zeigte sich, welch einen Schatz von Sorgfalt, Hingebung und Umsicht wir an ihr gewonnen hatten, so daß die Kranke gezwungen war, ihre innere Abneigung zu verhehlen. Mir aber war jetzt in unserer öden, traurigen Häuslichkeit ein Lichtstrahl aufgegangen, der immer heller leuchtete, und von Tag zu Tag wuchs meine Neigung zu dem stillen, sanften Mädchen, das gleich mir schon früh das Unglück des Lebens kennen gelernt hatte.

Sie war, wie ich nun von ihr selbst erfuhr, als uneheliches Kind geboren worden. Ihre Mutter hatte sich als Witwe eines untergeordneten städtischen Beamten, mit dem sie in kinderloser Ehe gelebt, noch in späteren Jahren vergangen und wurde infolgedessen von allen Verwandten und Bekannten in Acht und Bann getan. Sie ergab sich in ihr Los und fristete, da man ihr selbst die geringfügige Pension entzogen hatte, unter

den dürftigsten Umständen sich und ihrem Kinde das Leben. Die Kleine aber hatte schon in der Schule die Härte und Grausamkeit der Lehrer, den Hohn und die Verachtung der Mitschülerinnen — und als sie heranwuchs, jede Pein weiblicher Armut zu erdulden. Sie nähte mit ihrer Mutter Weißzeug für die Leute. Aber auch da machte sich der Fluch ihrer Geburt für beide geltend. Denn verfemt, wie sie waren, konnten sie nur Arbeit erhalten, wenn sie diese um einen Spottpreis herstellten. Dadurch aber erregten sie Haß und Verfolgung bei anderen Näherinnen, die sich in ihrem Gewerbe beeinträchtigt sahen. Als die Mutter erkrankte und die Tochter sie betreuen mußte, stand der Hungertod vor der Tür. Was blieb übrig, als um Erbarmen zu flehen — und bei mütterlichen Anverwandten zu betteln. Welche Abweisungen, welche Erniedrigungen hatte sie da erfahren! Zuletzt noch, als die Mutter schon auf dem Sterbebette lag, einen schändlichen Antrag — fast eine Gewalttat, der sie sich nur mit Aufgebot ihrer ganzen jungfräulichen Kraft hatte entringen können. O, nun wußte ich, warum sie lieber in den Tod gehen, als nach Hohenfurt zurückkehren wollte! Doch nun fühlte ich auch, daß wir für einander bestimmt waren. Und als wir beide allein an der Leiche meiner Mutter standen, und Johanna mit gesenktem Haupt leise fragte, was jetzt mit ihr geschehen würde, breitete ich die Arme aus und schloß sie an die Brust.

Im Frühling zog sie mit mir als mein Weib da herauf.

VII.

Mein Bruder war verschollen. Obgleich ich wußte, daß er meiner Mutter Tag und Nacht im Sinne lag, hatte ich seiner doch immer weniger gedacht — und im ersten Jahre meines Glückes hatte ich ihn vergessen. Dann aber tauchte seltsamerweise die Erinnerung an ihn ganz plötzlich wieder in mir auf. Was war aus ihm geworden? Wo mochte er weilen? Diese

Fragen begannen mich öfter und eindringlicher zu beschäftigen, und bei dem Gedanken, daß er eines Tages zurückkehren könnte, schnürte sich mir die Brust zusammen. Aber es gab ja gar keinen Anlaß zu solcher Befürchtung, und so suchte ich den gespenstischen Schatten immer wieder zu verscheuchen.

Eines Abends — es war im Juni, und das Korn fing schon zu reifen an — saßen wir, Johanna und ich, auf dieser Bank. Wir hatten eben Milch und Brot eingenommen und blickten, die Hände ineinander gelegt, nach der untergehenden Sonne, deren letzte Strahlen den Waldrand vergoldeten.

Da zeigte sich dort unten, den ansteigenden Feldrain betretend, eine männliche Gestalt in städtischer Sommertracht, einen hellen Hut auf dem Kopfe.

Das ist Xaver! zuckte es in mir auf.

Und er war es, der jetzt, Plaid und Reisetasche am geschulterten Stock tragend, emporschritt und bestäubt und sichtlich erschöpft auf uns zukam.

‚Da ist ja endlich die Kaluppe!‘ rief er mit heiserer Stimme. ‚Dachte schon, sie läge am Ende der Welt.‘ Damit ließ er seine Bürde zu Boden fallen und setzte sich auf die Bank, von der wir uns erhoben hatten. ‚Na, was siehst du mich denn so an?‘ fuhr er gegen mich gewendet fort. ‚Du wirst mich wohl noch kennen?‘

Ich vermochte nichts zu erwidern.

‚Scheinst nicht sehr erfreut zu sein. Gleichviel. Ich bin nun einmal da. Und das ist wohl die Frau Schwägerin?‘ Er betrachtete die schlanke, hier oben zu zarter und lieblicher Fülle gediehene Gestalt Johannas mit jenem frech begehrlichen Blick, der ihm, Mädchen und jungen Frauen gegenüber, seit jeher eigen gewesen. ‚Kein übler Geschmack. Aber gebt mir zu trinken! Die Zunge klebt mir am Gaumen. Wein mit Wasser. Ihr habt doch Wein?‘ Er sah mißtrauisch nach der Milchschüssel hin, die noch auf dem Tische stand.

Wir hatten ein paar Flaschen im Keller, obgleich wir niemals davon tranken. Johanna ging ins Haus.

Er folgte ihr mit den Augen. Dann blickte er in der Dämmerung um sich. ‚Ihr lebt da von aller Welt abgeschieden. Das ist mir gerade recht. Aber du hast keine Lust, zu reden. Auch gut.‘ Er zog ein Tabaketui hervor und begann eine Zigarette zu drehen.

Ich hatte mich einigermaßen gefaßt und betrachtete ihn, wie er so dasaß. Trotz feiner Kleider und einer goldenen Uhrkette an der Weste, sah er herabgekommen aus. In seinem Antlitz machte sich ein fremder, finsterer Zug geltend, den ein langer dunkler Bart noch schärfer hervorhob.

‚Woher kommst du?‘ fragte ich jetzt.

‚Woher? Von überall und nirgends. Zuletzt allerdings von Wien. Dort habe ich jemanden nach Krumau schreiben und Erkundigungen einziehen lassen — sonst könntest du dich wundern, daß ich dich so ohne weiteres aufgefunden habe.‘

‚Und was willst du hier?‘

‚Was ich will? Dableiben will ich. Denn hier vermutet mich niemand.‘

Johanna war mit Wein erschienen. Hinter ihr brachte die alte Margaret, die wir mit uns heraufgenommen, Wasser und einen Teller mit Brot und Butter. Als Xaver sie erblickte, rief er aus: ‚Was! Die ist auch da! Das nenn' ich patriarchalisch!‘

Margaret aber trat ihm mit gefalteten Händen näher und sah ihm forschend ins Gesicht. ‚Mein Gott, Herr Xaver, so seid Ihr es wirklich? Wenn das die Frau Mutter noch — —‘ Sie brach in Tränen aus.

‚Plärr' nicht!‘ herrschte er sie an. ‚Davon bin ich kein Freund.‘ Er mischte sich den Wein und leerte rasch nacheinander ein paar Gläser. Den Teller schob er zurück. ‚Gegessen hab' ich schon,‘ sagte er gähnend, ‚unten im Markt. Aber ich bin hundemüd' und möchte schlafen. Es gibt doch ein Zimmer für mich?‘

Es gab eines, das schon früher immer als Gaststube gegolten. Auch wir hatten ein Bett hineinstellen lassen. Ratlos, wie ich noch immer war, erteilte ich Margaret den Auftrag, ihn hinzuführen.

‚Also komm, alte Wetterhexe!‘ sagte er. ‚Nimm dort die

Sachen auf! Gute Nacht, schöne Schwägerin. Auf Wiedersehen morgen. Wir wollen gute Freunde werden. Eine Flasche könnt ihr mir noch bringen lassen!‘

Er ging und wir blieben allein in der Dunkelheit zurück, die inzwischen hereingebrochen war.

‚Das also ist dein Bruder?‘ sagte Johanna tonlos, nachdem wir beide lange geschwiegen.

Ich bejahte stumm.

‚Ein entsetzlicher Mensch.‘ Sie schauderte.

‚Das ist er. Allem Anscheine nach wird er verfolgt und will sich hier verbergen.‘

‚Mein Gott! Was werden wir da tun?‘

‚Das weiß ich nicht. Aber er muß fort — und wenn es zum äußersten käme.‘

Sie sah mich angstvoll an. Dann gingen wir ins Haus, wo wir eine schlaflose Nacht zubrachten.

VIII.

Am nächsten Morgen hatte ich meinen Entschluß gefaßt. Ich setzte mich hin und schrieb eine Anzeige an das Bezirksgericht, daß mein Bruder Franz Xaver Petzold, der im Jahre 1863 aus der Festungshaft in Komorn entwichen war, sich seit gestern abend bei mir befinde. Dann siegelte ich das Papier ein und steckte es zu mir. ‚So,‘ sagte ich zu Johanna, die totenblaß aussah, ‚jetzt gehe ich zu ihm hinüber und werde ihn auffordern, unser Haus zu verlassen.‘

‚Er wird es nicht tun.‘

‚Das glaube ich auch. Aber dann werde ich ihm sagen, daß ich ihn anzeigen muß.‘

‚Das willst du ihm sagen!‘ rief sie.

‚Ich lasse ihm die Wahl. Ihn ohne weiteres anzuzeigen, wie ich eigentlich sollte, geht trotz allem, was er mir angetan, wider mein Gefühl.‘

‚Du bist gut‘, sagte sie. ‚Er aber — — Nimm dich in acht! Er ist zu allem fähig.‘

‚Ich weiß es und bin daher auch auf alles gefaßt. Du kannst einstweilen unserem Knecht den Auftrag geben, daß er sich zu einem Gang nach dem Marktflecken bereit halte.‘

Sie sah mich mit ihren schimmernden Augen in stummer Seelenangst an. Dann warf sie sich an meine Brust und umschlang mich mit beiden Armen. ‚Geh' nicht!‘ flehte sie.

Ich machte mich mit sanfter Gewalt los und strich mit der Hand über ihren braunen Scheitel. ‚Beruhige dich. Es geschieht nur, was geschehen muß. Er hat mich immer schwach und hilflos wie ein Kind gesehen. Nun aber zwingt mich das Schicksal, ihm als Mann gegenüberzutreten — und er wird ihn an mir finden.‘

Mit diesem Gefühl suchte ich das Zimmer im Hinterhause auf, wo sich mein Bruder befand. Der kurze Seitengang, der dahin führt, ist um einige Stufen erhöht. Das Zimmer selbst hat zwei Fenster. Ein größeres, dem Hofe zu; ein kleineres, das mit einem Vorhang verhüllt war, geht nahe der Tür auf den Gang hinaus.

Als ich bei Xaver eintrat, lag er noch im Bett und rauchte eine Zigarette. Neben ihm auf dem Tisch stand eine Tasse mit schwarzem Kaffee, den ihm Margaret auf sein Geheiß bereitet hatte.

‚Ah, du bist's‘, rief er mir entgegen. ‚Da kannst du gleich von mir hören, daß das Bett miserabel ist, ihr müßt das Zeug umtauschen.‘

‚Das wird nicht mehr notwendig sein‘, erwiderte ich.

‚Wieso nicht notwendig?‘

‚Weil du nicht mehr hier schlafen wirst.‘

Er runzelte die Brauen. ‚Warum nicht?‘

‚Weil du wohl selbst einsehen wirst, daß ich dich nicht länger beherbergen kann.‘

Er hatte sich im Bett aufgesetzt und betrachtete mich mit

einem bösen Blick. ‚Was soll das alles heißen? Warum kannst du mich nicht länger beherbergen?‘

‚Weil du ein Flüchtling bist, und ich mich nicht der Gefahr aussetzen kann, daß man dich hier findet.‘

‚Immer der alte Feigling!‘ sagte er verächtlich. ‚Und was wäre denn dabei, wenn man dich auch einmal für ein paar Monate hinter Schloß und Riegel setzte? — Aber wer soll mich denn finden? Glaubst du, ich habe den Leuten in Ägypten auf die Nase gebunden, daß in Österreich ein Bruder von mir lebt? Ich heiße schon lange nicht mehr Petzold.‘ Er war aufgestanden und langte nach seinen Kleidern.

‚Du kommst also aus Ägypten —‘

‚Ja, von dorther komme ich‘, erwiderte er, während er die Schuhe anzog. ‚Aber auf Umwegen über Marseille, wo ich glücklich durchgewischt bin. Du siehst also, daß mich niemand hier suchen wird. Denn an die Festungsgeschichte denkt kein Mensch mehr.‘

‚Aber ich denke daran‘, sagte ich. ‚Und es verträgt sich nicht mit meinem Gewissen, dir Aufenthalt zu gewähren.‘

‚Mit deinem Gewissen!‘ höhnte er. ‚Ich kümmre mich den Teufel um dein Gewissen. Ich bleibe jetzt da, bis ich anderwärts Luft kriege.‘

‚Und wenn ich dich anzeige?‘

Er verfärbte sich. Aber wie ich sehr wohl erkannte, nicht vor Schreck, sondern aus Zorn darüber, daß ich ein solches Wort auszusprechen wagte. ‚Anzeigen willst du mich, du Memme? Sag' das noch einmal!‘

‚Ich sage es nicht, ich werde es tun!‘

Es war, als wollte er auf mich losstürzen. Aber in seiner Art, mich für nichts zu achten, wandte er sich mit einer Gebärde der Geringschätzung ab. ‚Lächerlich!‘ sagte er.

‚Du wirst es nicht lächerlich finden, wenn man dich in zwei Stunden verhaftet. Die Anzeige — ich wies sie ihm — ist schon geschrieben, und der Knecht wartet, der sie zu Gericht bringen soll.‘

Nun merkte er, daß es Ernst werde. Sein Antlitz verzerrte sich wie damals, als er das Glas nach mir geschleudert hatte. Rasch trat er auf seinen Reisesack zu, der offen auf einem Stuhl lag, und riß ein Doppelterzerol daraus hervor. Beide Hähne knackten. ‚Wenn du mich anzeigen willst, muß ich dich niederschießen wie einen Hund!‘ knirschte er, bebend vor Wut.

In diesem Augenblicke glaubte ich draußen leise Schritte zu vernehmen. Die Situation jedoch war derart, daß ich sie nicht beachten konnte. Ich fühlte, daß er schießen werde. Nur wenn ich mich sofort auf ihn warf, konnte ich es verhindern. Ich tat es. Aber er hatte auch schon losgedrückt. Der Knall ertönte, die Kugel pfiff und schlug durch die Scheiben des Fensters nächst der Tür. In dem atemlosen Ringkampf, der jetzt entstand, entlud sich der zweite Lauf gegen den Boden. Nun schleuderte ich Xaver von mir, daß er bis an das Bett zurücktaumelte.

‚Dein Glück!‘ rief ich ihm zu. ‚Sonst wärest du dem Henker verfallen!‘

Ich öffnete die Tür, trat hinaus — und erstarrte. Unter dem Fenster lag mein Weib mit blutender Stirn. Unser Knecht war über sie gebeugt. ‚Da seht nur her‘, stammelte er. ‚Die Frau hatte Angst um Euch — sie wollte am Fenster horchen — da kam die Kugel — Jesus Maria!‘

Was soll ich Ihnen weiter sagen — sie war tot . . . . . .“

* * *

„Und Ihr Bruder?“ fragte ich jetzt.

„Mein Bruder lebt — im Kerker. Aber er wird wieder frei werden. Wer weiß, was mir noch von ihm bevorsteht. Denn das Kapital, das mir der Bäcker in Krumau vorgestreckt hat, ist noch lange nicht abgezahlt. Und ich möchte keine Schuld zurücklassen, wenn ich aus der Welt gehe.“

Die Parzen.

Vorwort des Herausgebers.

„Die Parzen" hat Saar laut der Handschrift „Habrovan, im Oktober 1898" vollendet. Obwohl ihr der Untertitel fehlt, scheint sie doch mit ihren älteren, später durchstrichenen Lesarten dem ersten Druck in der „Wiener Abendpost" (15. bis 18. Februar 1899) zugrunde zu liegen, wo die Novelle den Untertitel: „Eine Wiener Geschichte" führt. Dieser begegnet uns auch noch in dem zweiten Druck in: „Der Kyffhäuser, Deutsche Blätter für Politik, Kunst und Leben", herausgegeben von Hugo Greinz, (II. Jahrgang 1900, 9. Heft, vom 1. August, Seite 197—200; 10. Heft, vom 15. August, Seite 217—219), der trotz der bestimmten Angabe: „aus einem im Herbst erscheinenden neuen Novellenband mit freundlicher Bewilligung des Dichters entnommen", doch auf der Wiener Abendpost beruht. In diesen beiden Drucken ist der Name des Prinzen minder durchsichtig mit 4 Punkten bezeichnet (W . . . .). Der ersten Auflage der Camera obscura, die die Novelle (1901, S. 57—97) zuerst in Buchform brachte, legte der Dichter die neu durchgesehene alte Handschrift zugrunde; diesem endgültigen Text gegenüber weist die zweite Auflage (1904, Seite 49—81) fast nur orthographische Veränderungen auf.

I.

In einer jener ausgedehnten, entlegenen Straßen, die sich, früher zur „Vorstadt“ gehörend, im Laufe der Jahre so unbeträchtlich verändert haben, daß sich darin noch heute fast alles so ausnimmt wie in meiner Jugend, befand sich bis ins letzte Dezennium hinein ein Kaffeehaus, das ich im Winter 1854 täglich zu besuchen pflegte. Denn ich versah damals den Dienst eines Aufsichtsoffiziers im Garnisonsspital Nr. 2 und war auf dieses Lokal angewiesen, das sich schon zu jener Zeit höchst unvorteilhaft von den einladenden Interieurs anderer Wiener Kaffeehäuser unterschied. Die niedrig gewölbten Räume waren bis zur Unkenntlichkeit der einst lichtgrün gewesenen Tapeten verräuchert, die altmodischen Tische wackelten, und dem abgenützten Rohrgeflecht der Stühle drohte der Durchbruch. Zwei plumpe Billards, wahre Ungetüme, standen mehr im Wege, als daß sie benützt wurden; zog man aber doch hin und wieder die krummen Kugelstäbe aus der Lade, schepperten sie bedenklich. Zudem waren die dargereichten Getränke keineswegs von besonderem Wohlgeschmack, und da auch Beleuchtung und Beheizung zu wünschen übrig ließen, so erschien, namentlich im Winter, die übliche Bezeichnung „das kalte Kaffeehaus“ nur zu gerechtfertigt. Infolgedessen war auch der Besuch ein geringer. Mit Ausnahme einiger alter bürgerlicher Stammgäste waren meistens bloß Offiziere des Trainregiments, das seine Kaserne ganz in der Nähe hatte, hier zu finden; ein un-

bekannter Zivilist, der sich zufällig von der Straße herein verirrte, wurde immer mit dem größten Erstaunen betrachtet. Der lahmbeinige und einäugige Mensch, der gemeinhin auf den Ruf „Zyklop" hörte und sich in einem schäbigen Frack als Marqueur gebärdete, brauchte sich also um so weniger anzustrengen, als er bei der Bedienung der Gäste von den Eigentümerinnen des Lokals unterstützt wurde, die — wohl hauptsächlich ihrer Dreizahl wegen — die „Parzen" genannt wurden.

Es waren die hinterlassenen Töchter des früheren Besitzers, dessen Geschäft sie in wahrhaft patriarchalischer Weise fortführten. Wer die Eltern nicht gekannt hatte und daher keinen Schluß auf maßgebende Vererbungen ziehen konnte, dem mußte beim Anblick dieser Damen die Vermutung ferne liegen, daß er drei Schwestern vor sich habe, so grundverschieden waren sie in jeder Hinsicht voneinander.

Die Erstgeborene, namens Berta und über die Dreißig schon hinaus, war eine rundliche, vollbusige Person mit einem kugelförmigen, von dichten schwarzen Haarflechten umwundenen Kopfe. Lebhafte Augen, frische Wangen und Lippen verliehen ihrem stumpfnasigen Gesicht einen gewissen Reiz, und da sie sich überdies einer höchst zutunlichen Koketterie befliß, so fehlte es unter den Offizieren nicht an solchen, die ihr in richtiger Erkenntnis ihres liebebedürftigen Wesens flüchtig den Hof machten, wobei sie nicht unterließen, sie um die Taille zu fassen oder ihr kurzfingeriges, fleischiges Händchen zu küssen. Einer jedoch liebte sie wirklich. Es war dies ein Stabsoffizier des Trains, kahlköpfig und einen sehr langen Hahnauschnurrbart zur Schau tragend. Sie aber, so versicherte sie, machte sich gar nichts aus dem alten „Schippel". Nichtsdestoweniger ging sie ihm, wenn er zur gewohnten abendlichen Whistpartie erschien, mit der weißen Patschhand sehr aufmunternd um den Bart.

Die Nächstälteste, die den höchst unpassenden Namen Laura führte, erschien als der gerade Gegensatz ihrer Schwester. Sehr

hoch gewachsen, war sie von erschreckender Magerkeit, die sie aber, jeder weiblichen Eitelkeit bar, weit eher ans Licht stellte, als verbarg. Sie trug statt der damals modischen Krinoline ein ganz schlaffes Kleid, das sie sackähnlich umschlotterte und die Eckigkeit ihrer Formen allenthalben erkennen ließ. Um den langen, knöchernen Hals hatte sie stets ein weißes oder eigentlich weiß sein sollendes Tüchlein gebunden. Denn sie litt an einem chronischen Kehlkopfkatarrh, der ihre Stimme teils rauh und schartig, teils schrill und kreischend erklingen machte. Das Tüchlein also, dessen Knoten und Zipfel sich beständig verschoben, so daß sie bald an der Seite, bald hinten zu sitzen kamen, bildete mit dem fahlen, stets mehr oder minder zerzausten Haar die unzertrennliche Folie zu einem hageren, fleckig geröteten Gesichte, das an Bissigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Diesem wenig einnehmenden Äußeren entsprach auch Lauras Wesen, das ihr ad personam den Supernamen „Furie“ eingetragen hatte. Die meisten Kaffeehausgäste fürchteten sie, besonders die jüngeren. Denn sie sagte jedem unaufgefordert die unangenehmsten Wahrheiten ins Gesicht, wobei ihre kleinen, wimper- und brauenlosen Augen sehr boshaft in grünlichem Feuer leuchteten. Dennoch war sie im Grunde des Herzens teilnehmend und zu jeder Gefälligkeit bereit, wenn es auf eine solche wirklich ankam. Vor allem aber war sie grundgescheit, und wer sich einmal mit ihrer Häßlichkeit und absprechenden Art ausgesöhnt hatte, verkehrte mit ihr ganz gerne. Sie besaß einige selbsterworbene Bildung und blickte mit klarem Sinn in Welt und Leben hinein. Mit wahrer Leidenschaft las sie Zeitungen, besonders den politischen Teil. Höchst ergötzlich war es, zu vernehmen, wie sie dabei Kaiser, Könige und Minister abkanzelte, während sie gleichzeitig über die Frechheit und Niedertracht der Zeitungsschreiber loszog. Unter den Strich ließ sie sich nur selten hinab, und das nur, um zu sehen, welche Abgeschmacktheit dieser oder jener Feuilletonist wieder zu Markte gebracht habe. Mit der Belletristik stand sie überhaupt auf

gespanntem Fuße. Denn diese beschäftigte sich, ihrem Ausspruche nach, eigentlich bloß mit der Liebe, welche die größte Dummheit sei, die es auf Erden gebe. Das Recht zu dieser Dummheit gestand sie zwar notgedrungen der Jugend zu; wer aber schon in gewissen Jahren stand und sich noch mit derlei befaßte, den verachtete sie gründlich; ihre Schwester Berta nannte sie nie anders, als die alte verliebte Gans. Nichtsdestoweniger besaß auch sie einen Anbeter, den sie freilich mit besonders scharfer Hervorhebung des Wortes nur als ihren „Fraint" bezeichnete. Dieser Freund war ein schmächtiges, säbelbeiniges Männchen, das eine goldene Brille trug und an einem benachbarten Knabenpensionate als Lehrer angestellt war. Jeden Nachmittag, Schlag fünf, trat der Herr „Professor", einige Bücher unter dem Arm, ins Kaffeehaus und ließ sich an einem zunächst der Tür stehenden Tische nieder, wo ihm Laura eigenhändig die „Jausen-Melange" kredenzte. In diesem bedeutungsvollen Moment nahm sein breites, rosenrotes Antlitz, das ein kurzes, fuchsiges Backenbärtchen zierte, einen strahlenden Ausdruck an, und seine wasserblauen Augen verklärten sich unter der Brille. Laura setzte sich dann ihm gegenüber, und es begann eine intime Unterhaltung, der man sich in schweigendem Einverständnis möglichst ferne hielt. Diese Unterhaltung dauerte so lange, bis die sogenannte „Kurze", die sich der Professor nach andächtig genossenem Kaffee behutsam anbrannte, zu Ende geraucht war. Dann verschwand der Freund, nachdem er Laura ehrerbietig die Hand gedrückt, lautlos wie er gekommen.

Die jüngste Schwester, Selma genannt, war ein zartes, blutleeres Geschöpf, das sich durch prachtvolles aschblondes Haar und große braune Augen auszeichnete. Wenn sie — diese Obliegenheit war ihr bei der Arbeitsteilung zugefallen — in dem altmodischen Kassagehäuse saß, das Spiegelkästchen mit den Likörflaschen im Rücken, konnte man sie aus der Entfernung für eine Schönheit halten. Trat man aber näher, so erkannte man,

daß ihre Gesichtszüge sich wie verzeichnet ausnahmen. Dazu ein trocken gelblicher Hautton und ein etwas schiefgestellter Mund mit schadhaften Zähnen, die sie durch krampfhaftes Zusammenpressen der farblosen Lippen zu verbergen trachtete. Sie war daher nicht leicht in ein Gespräch zu verwickeln und gab meistens nur pantomimische oder kurz geflüsterte Antworten. Zu lachen getraute sie sich schon gar nicht. Überhaupt war sie eine schwermütige, sentimentale Natur und überließ sich am liebsten ihren Gedanken und Empfindungen, die sie, wie ihre Rehaugen, nur einem einzigen Gegenstand zukehrte — allerdings einem Gegenstande, der solcher Ausschließlichkeit nicht unwert erscheinen mochte.

Unter den militärischen Gästen sah man auch einen Rittmeister von den Kürassieren. Er hieß De Brois und war Reitlehrer an dem höheren Equitationsinstitute, das sich gleichfalls in dieser Gegend befand. Von ganz besonderer männlicher Schönheit, gehörte er zu den auffallendsten Straßenfiguren jener Zeit. Wenn er über den Graben und Kohlmarkt ging oder sich sonst an öffentlichen Orten zeigte, bewunderte man allgemein seinen ebenmäßig hohen Wuchs und sein vornehmes, dunkel gefärbtes Antlitz, das den Ausdruck strengen Ernstes trug. Er war sich des Eindrucks, den er hervorbrachte, voll bewußt und sichtlich stolz darauf, wenn er auch, hochmütig zurückhaltend, nie darüber sprach. Laura nannte ihn einen Hohlkopf und behauptete, er warte nur auf den Augenblick, wo ihm irgend eine Millionärin das Schnupftuch zuwerfen würde. Aus einer verarmten, seit langem in Österreich naturalisierten lothringischen Familie stammend, war er auf seine Gage angewiesen und daher gezwungen, sich in jeder Hinsicht einzuschränken. Während seine Schüler, die fast durchgehends dem hohen und höchsten Adel angehörten, gleich nach dem Unterrichte mit Fiakern in die Stadt fuhren, dort in den ersten Hotels dinierten und dann ihren vielseitigen Vergnügungen nachgingen, lebte er im allgemeinen sehr zurückgezogen. Er speiste bei dem Traiteur des

Instituts und nahm hierauf den „Schwarzen" mit einem Gläschen Kirsch im Kaffeehause, wo er Selma in herablassender Weise den Hof machte. Er richtete bei seinem Erscheinen einige Worte an sie und brachte ihr hin und wieder auch irgend eine Blume, die sie mit seligem Erröten ins Haar oder vor die Brust steckte. Im übrigen gönnte er ihr das Glück seines Anblicks. Und dieses Glück wurde ihr in reichlichem Maße zuteil, wenn er auch abends eintrat, um mit dem Verehrer Bertas und noch zwei anderen Herren einige Robber zu machen. Der Spieltisch befand sich der Kassa ziemlich nahe, und so konnte Selma oft und lange genug den so einzig schönen Mann betrachten, der auch sie zuweilen mit einem Augenaufschlag begnadete.

Wie Selma dem Rittmeister, so verhielt sich ihr gegenüber ein junger Mensch, der das lange fahle Haar hinter die Ohren gestrichen trug und seit einiger Zeit gleichfalls abends erschien, obgleich er sich in der soldatischen Umgebung sehr beengt fühlen mußte. Er war offenbar Student — und wie sich bald herausstellte, der Sohn eines wohlhabenden Hausbesitzers aus der Nachbarschaft. Dieser Jüngling nahm stets an einem der entlegensten Tische Platz, von welchem aus er jedoch die Kassa, oder vielmehr Selma ins Auge fassen konnte, die er über ein vorgenommenes Zeitungsblatt hinweg unverwandt anstarrte. Diese stumme Huldigung wurde anfangs gar nicht bemerkt, dann aber hartnäckig ignoriert. Dessenungeachtet fand der junge Mann den Mut, seinen Gefühlen durch ein Veilchenbukett Ausdruck zu geben, das der mit einem ansehnlichen Trinkgeld bestochene Zyklop verstohlen überreichen sollte. Der hinkende Liebesbote benahm sich aber so ungeschickt, daß man allseits gewahren konnte, wie Selma das Sträußchen befremdet betrachtete und gleich darauf mit einer entschiedenen Handbewegung zurückwies. Trotzdem fand sich schon am zweitnächsten Morgen im Kassabuche das Manuskript eines schwärmerischen Gedichtes vor. Dieses Blatt kam aber durch einen unglücklichen Zufall zuerst in die Hände Lauras, die sich schon

längst über den faden Toggenburg lustig gemacht hatte und nun die ätzendste Lauge ihres Spottes über den „gereimten Blödsinn" ausgoß.

So standen die Dinge, als ich eines Tages infolge dienstlicher Verzögerung viel später als sonst zum Frühstück erschien. Ich fand das Kaffeehaus ganz leer; nicht einmal der Zyklop war zu sehen, auch saß Selma nicht an der Kassa. Um meine Anwesenheit kund zu geben, ließ ich den Säbel klirren. Da noch immer niemand kam, pochte ich eindringlich. Nun vernahm ich aus der Kaffeeküche heraus die kreischende Stimme Lauras: „Gleich!" Und schon zeigte sie sich selbst in dem düsteren Hinterzimmer, um nach dem Dränger zu forschen. „Ah, Sie sind es! Was wünschen Sie denn?"

„Mein Frühstück, verehrte Laura."

„Richtig! Sie haben heute noch nichts genommen. Bitte, nur einen Augenblick Geduld!"

Sie verschwand wieder, und es dauerte noch eine Weile, bis sie den Kaffee vor mich hinstellte. „Er wird nicht mehr am besten sein", sagte sie, ein Körbchen mit Weißbrot herbeischaffend.

„Daran bin ich selbst schuld, weil ich so spät gekommen. Aber was haben Sie denn? Sie sehen ja ganz aufgeregt aus." In der Tat war ihre Frisur noch zerzauster, ihr Gesicht noch fleckiger als sonst, und die Zipfel des Tüchleins standen wie zwei Lanzenspitzen nach der Seite ab.

„Ach ja. Manchmal kommt alles zusammen. Ich bin heute der einzige Mensch hier. Jean hat einer Zeugenaussage wegen Vorladung zu Gericht erhalten. Auf neun Uhr — da hat er schon um sieben Toilette gemacht. Berta mußte in einer wichtigen Angelegenheit nach der Stadt, und Selma ist unwohl — liegt zu Bett. Zu allem Überfluß haben wir heute noch Waschtag. — Aber wissen Sie schon das Neueste?" fuhr sie fort, indem sie sich rasch mir gegenüber niederließ.

„Das Neueste —?"

„De Brois heiratet."

„Heiratet? Wen denn? Doch nicht —" Ihre Schwester wollte ich sagen, brach aber ab.

Sie hatte mich trotzdem verstanden. „Wie kann Ihnen nur so ein Unsinn einfallen! Übrigens wär' es nicht weniger dumm, als das andere. Die Cortesi heiratet er."

„Die Cor — —"

„Ja, ja: die Cortesi. Diese Lionne! Diese stadtbekannte Kokette, die mehr Liebhaber hat, als Haare auf dem Kopf!"

„Na hören Sie — bei der Lockenfülle der Dame —"

„Ach was! Das war so eine Redensart. Jedenfalls hat sie so viel Anbeter, wie täglich Herren mit ihr in den Prater reiten."

„Aber De Brois gehört ja zu denen gar nicht —"

„Das ist's eben. Er hat sie erst kürzlich auf dem Balle des Kavallerieinspektors kennen gelernt. Und da hat sich alles im Handumdrehen gemacht. Schon im Mai soll die Hochzeit sein. Die Sache kommt mir nicht richtig vor."

„Warum denn nicht? Die Cortesi wird sich in ihn verliebt haben. Das ist ja kein Wunder. Ein so schöner Mann —"

„Lassen Sie mich in Ruhe mit dieser Stallmeisterschönheit!"

„Nun gerade. Das stimmt zusammen. Sie ist eine passionierte Reiterin — und er —"

„Ach was! Pferde longieren können auch andere. Und so verblüht ist sie noch lange nicht, daß sie just einen De Brois nehmen müßte. Ihn aber wird hauptsächlich die Mitgift verblendet haben. Die dürfte jedoch so großartig nicht ausfallen. Der Herr Bankier hat seit jeher den luxuriösesten Aufwand getrieben, und wenn sich nicht die Geschichte mit dem Prinzen zugetragen hätte, wär' er vielleicht heute ein Bettler."

„Mit dem Prinzen?"

„Das wissen Sie nicht? Vor sechs Jahren diente in der

Armee ein junger Prinz W..., der, sowie andere hohe Aristokraten, auch in den Salon Cortesi kam. Der ausländische Grünling verliebte sich wie ein Narr in die Tochter, die gerade in ihrer Blüte stand und, man muß es sagen, schön war wie ein Engel — wenn auch damals schon geschminkt. Es hätte zu einer morganatischen Ehe kommen sollen. Aber im entscheidenden Augenblick wurde der junge Herr an seinen kleinen Hof abberufen, und man suchte von dort aus die Sache mit Geld zu applanieren. Papa Cortesi, der eben vor dem Bankrott stand, nahm es — und einen Orden dazu. Seitdem ist er wieder flott."

„Ich staune, wie genau Sie unterrichtet sind!"

Ja, ich weiß alles, mein Lieber", erwiderte Laura und sah mich mit ihren grünlichen Augen durchdringend an. „Übrigens aus dem Finger hab' ich es nicht gesogen. Vox populi — —"

„Sie meinen wohl die weibliche Volksstimme", sagte ich nun auch ein wenig boshaft.

„Weiblich hin, weiblich her. Ich sage Ihnen nur, diese Heirat nimmt kein gutes Ende."

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür und der Zyklop trat herein. Statt des gewohnten Fracks trug er einen defekten schwarzen Rock; den fragwürdigen Zylinder nahm er schon auf der Schwelle ab.

„Ah, da ist Jean!" rief Laura. „Nun verlasse ich Sie, Sie liebe Unschuld. Es ist Zeit, daß ich nach den Wäscherinnen sehe."

Damit ging sie. Ich bezahlte Jean meinen Kaffee und entfernte mich gleichfalls. Auf dem Heimweg überdachte ich alles, was Laura mit ihrer giftigen Lästerzunge vorgebracht. In manchem mochte sie nicht unrecht haben, jedenfalls übertrieb sie. Sollte sie nicht doch ihrer Schwester wegen gar so sehr gegen diese Heirat voreingenommen sein? Gleichviel. Was kümmerte es mich? Und so sah ich zuletzt im Geiste nur

das zukünftige, so ausgezeichnet schöne Paar vor mir, wie es Arm in Arm durch die Straßen Wiens schreiten würde. Er, im blendend weißen Waffenrock, das Antlitz gebräunt, dunkeläugig; sie, fast in gleicher Größe, ganz eigentümlich schlank und elastisch, das rötlich blonde Haar — diese Nuance war damals durch die Kaiserin Eugenie zu besonders hohem Ansehen gekommen — in langen Locken weit über den Rücken hinabfallend.

II.

Das Gespräch, das ich mit Laura gehabt, war das letzte gewesen. Denn sehr bald darauf mußte ich zum Regiment einrücken, das gleichzeitig den Marschbefehl erhielt. Es kam daher nur zu einem ganz raschen Abschied von den Parzen — das heißt, eigentlich bloß von zweien, weil Selma noch immer nicht zu sehen war. Ich ging also nach Böhmen ab, woselbst ich bis zum Beginn des italienischen Feldzuges verblieb.

Inzwischen aber hatten sich die schlimmen Prophezeiungen Lauras merkwürdigerweise in sehr kurzer Zeit erfüllt. De Brois war kaum ein Jahr nach seiner Hochzeit im Duell gefallen. Es war eine mysteriöse Geschichte, die niemals vollständig aufgehellt wurde. Man erzählte sich jedoch (die Zeitungen mußten damals über derlei Ereignisse schweigend hinwegsehen) mit allerlei Variationen folgendes. De Brois sei zum Major befördert und als Flügeladjutant zum Korpskommando in Budapest versetzt worden. Dort habe er eines Tages seine Frau tête à tête mit einem hohen ungarischen Magnaten überrascht und diesen mit der Reitpeitsche behandelt. Dem Magnaten blieb natürlich nichts übrig, als ihn zu fordern und beim ersten Schusse in den Sand zu strecken. Die Gattin De Brois' aber habe aus Schreck und Aufregung eine Frühgeburt getan, infolge deren sie gleichfalls gestorben sei. Der Vorfall mochte in gewissen Kreisen großes Aufsehen erregt haben; auf Fernerstehende wirkte er

nur als pikantes Tagesgespräch, wurde daher bald vergessen. Selbst von mir. Erst als sich das Regiment gleich nach beendetem Feldzuge wieder in Wien befand, wurde ich daran erinnert, und zwar hauptsächlich durch das kalte Kaffeeehaus, das ich ja doch einmal aufsuchen mußte. Es kam nicht so bald dazu. Denn ich war damals gerade im Begriff, den Dienst zu quittieren, und hatte mich in Erwartung meines Abschiedes schon aller militärischen Leistungen entheben lassen. In Bücher und Schriften versenkt, blieb ich tagsüber auf meinem Zimmer in der Getreidemarktkaserne, ließ mir das Essen bringen und unternahm erst zu ziemlich später Stunde längere Spaziergänge, die mich jedoch nach ganz anderen Richtungen hinführten. Endlich, an einem neblichten Oktoberabende, lenkte ich meine Schritte dem Parzensitze zu.

Als ich in die bekannten Räume trat, hatte ich die Empfindung, daß sich hier gar nichts verändert habe. Die Wände dunkelten wie früher; selbst der Zyklop war kaum lahmer und hinfälliger geworden. Auch die Gäste schienen dieselben geblieben zu sein — bis zu den Whistspielern in der Nähe der Kassa, wo Selma, still wie einst, vor dem Kästchen mit den Likörflaschen saß. Allerdings erkannte ich bald, daß es Offiziere eines anderen Trainregiments waren, die sich im Lokal befanden, und bei der Whistpartie fehlten De Brois und der Verehrer Bertas. Auch diese vermißte ich jetzt. Laura jedoch saß in einer Ecke; ihre zerzauste Frisur kam über einem Zeitungsblatt zum Vorschein, in das sie vertieft war. Als sie zufällig nach der Seite blickte, erkannte sie mich sofort und streckte mir sichtlich erfreut die Hand entgegen.

„Das ist schön, daß man Sie wiedersieht! Sie waren in Italien unten und haben den Krieg mitgemacht — nicht wahr?"

„Eigentlich ja. Aber das Bataillon, bei dem ich stand, ist gar nicht ins Feuer gekommen. Ich habe die Kugeln nur in der Ferne pfeifen gehört."

„Desto besser. Es war ein unglückseliger Feldzug. Aber ich hab's vorausgesagt!"

„Sie sind eben eine Prophetin, Fräulein Laura", sagte ich, unwillkürlich lächelnd.

„Kann ich dafür, daß mir die Tatsachen recht geben? Erinnern Sie sich noch, was ich damals über die Heirat des De Brois — — Sie werden doch erfahren haben —"

„Allerdings. Aber lassen wir die Toten ruhen. Und was mich betrifft, so werde ich nicht lange mehr Soldat sein."

„Sie wollen austreten?"

„Ja."

„Und was werden Sie dann anfangen?"

Bei der mir bekannten Mißachtung, die Laura gegen alles Belletristische hegte, hielt ich mit meinen Absichten hinter dem Berge und sagte bloß: „Ich weiß noch nicht recht — ich bin eben auf der Suche —"

„Na, Sie werden schon etwas finden. Es ist übrigens ganz vernünftig von Ihnen. Beim Militär ist jetzt nichts mehr zu holen."

„Für mich gewiß nicht. — Aber sagen Sie mir, haben Sie in Ihrer Familie vielleicht einen Verlust erlitten?" Es war mir nämlich inzwischen aufgefallen, daß Selma in Trauer gekleidet war. Laura allerdings trug wie sonst einen farblosen Habit.

„Verlust? Gott sei Dank, nein. Seit unsere Eltern tot sind, haben wir nicht viel mehr zu verlieren. Aber Sie meinen das wahrscheinlich, weil Selma in Schwarz ist? So ziemt es sich ja für eine trauernde Witwe."

„Witwe?"

„In ihrem Sinn. Sie ist nämlich überzeugt, daß De Brois eigentlich sie geliebt und die Cortesi nur geheiratet hat, weil er infolge seiner Stellung eine reiche Partie machen mußte. Damit versöhnte sie sich also schließlich, weil sie selbst ihm nichts, oder nur äußerst wenig hätte mitbringen können. Aber sie

war seine Seelenbraut — und im Geiste hatte er die Ehe mit ihr geschlossen. Daher betrachtet sie sich jetzt auch als Witwe."

„Das ist aber —"

„Ein Wahnsinn ist's. Sie befindet sich jedoch sehr wohl dabei. Sie hat ja seit jeher in Einbildungen gelebt und stets ihr Glück im Unglück gefunden. Doch was sagen Sie zu d e m dort?" Sie deutete mit den Augen nach einem Herrn, der an einem entfernteren Tische saß und uns halb den Rücken zukehrte.

„Zu dem — —?"

„Erkennen Sie ihn nicht mehr?"

„Bei Gott, das ist ja — —"

„Freilich ist er's. Unser Toggenburg. Aber nicht mehr Student, sondern wohlbestallter Hausbesitzer, da sein Papa das Zeitliche gesegnet hat. Er ist auch, wie Sie sehen, inzwischen ziemlich feist geworden und hat einen Bart gekriegt. Er liebt Selma noch immer. Drei Heiratsanträge hat er ihr schon im Laufe der Jahre gemacht — und immer einen Korb erhalten. Nach jedem blieb er eine Zeitlang weg — nach dem letzten sogar sechs Monate. Ich dachte schon, jetzt hat er genug — aber er hat sich wieder eingefunden — und sitzt dort wie ein angemalter Türk."

„Er setzt also seine Bewerbungen fort?"

„So scheint's. Und diesmal möglicherweise nicht ohne Erfolg. Selma zeigt sich jedenfalls mürber. Sie gestattet ihm, daß er für einen Augenblick an die Kassa tritt. Sie nimmt Blumen in Empfang, auch Gedichte. Er hat sich nämlich jetzt ganz auf die Dichterei geworfen und gibt Bücher auf eigene Kosten heraus."

„Vielleicht nimmt sie ihn noch "

„Ich hätte nichts dagegen. Obgleich es ein Unsinn wäre. Der Mensch ist wenigstens zehn Jahre jünger als sie. Aber wenn er durchaus will, geb' ich meinen Segen. Um so mehr, als wir jetzt das Kaffeehaus verkaufen werden."

„Warum denn das?"

„Sie sehen ja, in welchem Zustand sich das Lokal befindet. Es ist schon eine wahre Schande. Um es jedoch von Grund auf restaurieren zu lassen, dazu fehlen uns die Mittel. Würde auch nicht viel nützen. Denn das Kaffeehaus ist doch zu entlegen, als daß trotzdem mehr Gäste kämen. Und da sich ein Käufer gefunden hat, so geben wir's her. Just zur rechten Zeit, denn auch ich werde heiraten."

„Sie!"

„Nicht wahr, da staunen Sie? Aber ich begehe keine Torheit. Ich heirate meinen Fraint. Also eine Vernunftehe, wie sich's gehört. Der Inhaber des Pensionats ist alt und müde geworden, er will die Anstalt aufgeben. Mein Zukünftiger wird sie übernehmen. Das heißt, eine andere, größere ins Leben rufen."

„Ich gratuliere."

„Danke. Wir werden schon prosperieren. Denn wir wollen alles aufs zeitgemäßeste einrichten. Haben auch schon ganz passende Lokalitäten in einem neu gebauten Hause der Marokkanergasse in Aussicht. Ich leite das Ökonomische. Auch sonst bin ich nicht auf den Kopf gefallen."

„Das ist bekannt, verehrte Laura. Aber so geht jetzt die Schwestertrias auseinander. Und zwar auf dem ganz naturgemäßen Wege der Ehe. Wenn ich recht vermute, hat Fräulein Berta diesen Weg bereits betreten."

„Ja. Die hat schon vor drei Jahren geheiratet. Ihren Oberstleutnant."

„Also doch."

„Gewiß. So dumm sie ist, ihren Vorteil hat sie doch wahrgenommen. Dabei ist sie aber die alte Närrin geblieben. Noch immer den Kopf voll mit Liebesgedanken — und desperat, daß sie ihren Mann, der krankheitshalber in Pension ging, pflegen und warten muß. — Aber wenn man sie nennt, kommt sie gerennt." Laura wies nach der Eingangstür.

Diese war hastig geöffnet worden, und herein trat Berta in auffallendem Straßenputz, das runde Antlitz dicht verschleiert; auf den noch immer sehr vollen dunklen Haaren saß ein unter Blumen und Federn verschwindender Hut. Kaum hatte man sie wahrgenommen, so sprangen auch schon einige Offiziere von ihren Sitzen auf und eilten ihr entgegen. Sie ergriff und schüttelte die dargereichten Hände, wobei sich sofort ein lautes Geschäker entwickelte.

„Da sehen Sie nur," raunte mir Laura zu, „wie sie sich schön tun läßt! Der Mensch ändert sich nicht."

Nun trat Berta auch an uns heran. Es gab eine Erkennungsszene. Berta war sehr liebenswürdig. Da sie endlich sagte, sie sei gekommen, ihrer Schwester eine Mitteilung zu machen, nahm ich die Gelegenheit zum Aufbruch wahr und empfahl mich.

„Leben Sie wohl", sagte Laura. „Und kommen Sie bald wieder. Sie dürften uns nicht lange mehr hier antreffen."

III.

Ich sah die Parzen nicht wieder. Zwar hatte ich mir vorgenommen, das Kaffeehaus wenigstens noch einmal zu besuchen, aber es kam allerlei dazwischen — und als ich endlich doch hingelangte, war es bereits in anderen Besitz übergegangen. So schwanden die drei Schwestern aus meinem Gesichtskreis und im Laufe der nächsten Jahre auch ganz und gar aus meinem Gedächtnis.

Da schrieb mir eines Tages ein Bekannter, der auf dem Lande lebte, er sei gesonnen, seinen nunmehr zehnjährigen Knaben in einem Wiener Privatinstitute unterzubringen. Er baue dabei auf mich, und ich möchte fürs erste Erkundigungen einziehen, dann würde er auf meinen Rat hin das Weitere beschließen. Mir fiel natürlich sofort das Institut ein, das Laura mit ihrem Zukünftigen errichten wollte. Ihre damaligen Angaben erschienen mir vertrauenswürdig, und so wollte ich jeden-

falls nachsehen, der Ort war mir ja bekannt. Nachdem ich eines schönen Morgens — es war im Juni — im Stadtpark gefrühstückt hatte, schlenderte ich gemächlich nach der Marokkanergasse. Ich nahm auch bald eines der neuern Häuser wahr, an welchem eine schwarze Tafel mit der Inschrift prangte: Institut Feichtenböck. Laura hieß also jetzt Frau Feichtenböck, was ich nicht wissen konnte, da man ihren Freund immer nur den „Professor" genannt hatte. Im ersten Stockwerk angelangt, las ich gleich an der nächsten Tür das Wort „Direktion". Ich drückte an die Klingel. Ein nettes Stubenmädchen in weißem Häubchen öffnete und nahm mir auf die Anfrage, ob die „Gnädige" anwesend sei, meine Karte ab. Nach einer Weile kam sie mit dem Bescheid zurück: die Frau Direktor lasse bitten, in das Sprechzimmer zu treten, sie werde gleich dort erscheinen. Ich begab mich also in den mäßig großen, ziemlich kahlen Raum. An den Wänden das Bildnis Pestalozzis und eingerahmte Veduten in photographischer Aufnahme. Ein schmales, grünbezogenes Sofa, einige Stühle mit sehr hohen geraden Lehnen. Jetzt öffnete sich eine Seitentür, und Laura erschien, die ich beim ersten Blick nicht wieder erkannte, so sehr hatte sie sich verändert. Sie war nämlich, wie das bei mageren Personen zuweilen vorkommt, unförmlich dick geworden. Ein wahrer Koloß stand vor mir, und ich hatte Mühe, ein Auflachen zu unterdrücken.

„Sie sind es also wirklich?" fragte sie jetzt gedehnt, indem sie mich mit ihren hinter den Wangenwülsten fast verschwindenden Augen nicht allzu freundlich ansah. „Was wünschen Sie denn eigentlich?" Sie musterte dabei ziemlich mißtrauisch meinen äußeren Menschen. Jedenfalls hatte sie Kenntnis von meinem Berufe und vermutete vielleicht irgend ein mißliebiges, rein persönliches Anliegen. Da ich aber sogleich mit knappen Worten auf meinen Gegenstand zu sprechen kam, erhellte sich ihr nunmehr vollständig kupfriges Antlitz. Sie lud mich ein, neben ihr auf dem Sofa Platz zu nehmen, und nach einer kurzen,

energisch geführten Verhandlung waren wir vollständig im Reinen.

„Also abgemacht!" sagte sie, halb kreischend, halb fauchend. „Ihr Freund wird allen Grund haben, zufrieden zu sein. Wir werden auf den Knaben besonders achten. Zu Beginn des nächsten Schuljahres kann er aufgenommen werden. Auch sofort, wenn es besonders gewünscht wird."

Das Geschäftliche war somit erledigt. Eine kleine Pause trat ein. Dann aber wandte sich mir Laura mit halbem Leibe zu und sagte wieder einigermaßen gedehnt: „Sie sind also unter die Dichter gegangen?"

„Leider, Frau Direktor, leider —"

„Nun, Sie haben ja Erfolge aufzuweisen. Aber freilich, ein Schiller oder ein Goethe kommt nicht wieder."

Ich ließ diese sehr richtige Bemerkung schweigend über mich ergehen.

„Und wie geht es Ihnen sonst?" fuhr Laura fort.

„Erträglich. Jedenfalls nicht so gut wie Ihnen. Sie sehen wahrhaft blühend aus."

„Ja. Ich habe sehr zugenommen in den letzten Jahren. Auch sonst macht sich alles aufs beste. Die Anstalt floriert."

„Und haben Sie vielleicht Familie?" fragte ich anzüglich. Die Möglichkeit war ja nicht völlig ausgeschlossen.

„Familie? Was fällt Ihnen ein! Damit befassen wir uns nicht. Das lassen wir anderen Leuten über."

„Wenn jeder so dächte, Verehrte, wie stände es da um Ihr Pensionat? — Aber was machen denn Ihre Schwestern?"

Laura tat einen Ruck nach seitwärts. „Meine Schwestern? Die haben einen sehr traurigen Ausgang genommen. Selma sitzt im Irrenhause."

„Im Irrenhause?"

„Wie vorauszusehen war. Übrigens gab ein eigentümlicher Umstand die nächste Veranlassung. Sie hatte sich zuletzt doch entschlossen, ihren Toggenburg zu nehmen. Es war

schon alles in Ordnung gebracht und der Hochzeitstag festgesetzt. Da erkältet sich der glückliche Bräutigam, bekommt eine Lungenentzündung — und stirbt. Dieser Tod erschütterte den schwachen Geist Selmas. Nicht daß sie etwa diesen Verlust sehr schmerzlich empfunden hätte. Er ließ sie vielmehr ziemlich gleichgültig. Aber sie betrachtete ihn als höhere Fügung. Sie hatte immer bigotte Anwandlungen gehabt und erkannte nunmehr, daß sie zur Himmelsbraut bestimmt sei. Sie wollte durchaus ins Kloster gehen. Aber es gab da Schwierigkeiten. Sie hatte ja das Novizenalter längst überschritten, nur ein Orden der Barmherzigkeit würde sie aufgenommen haben. Dazu jedoch fehlte ihr das Zeug. Sie wurde also Betschwester in optima forma. Von früh bis abends saß und kniete sie in der Universitätskirche. Dabei vernachlässigte sie ihr Äußeres, daß es ein Jammer und eine Schande war. Das reine Kerzelweib, sage ich Ihnen. Endlich kam der religiöse Wahnsinn mit einer fixen Idee zum Durchbruch. Sie bildet sich ein, sie sei die unbefleckte Jungfrau Maria, die den Heiland gebären muß. Unheilbar."

„Sehr bedauerlich. — Und Berta?"

„Von der sollte man eigentlich gar nicht reden. Mich wundert nur, daß Sie ihr Schicksal nicht durch die Zeitung erfahren haben."

„Es muß mir jedenfalls entgangen sein."

„Nun also. Sie hatte das Unglück — oder ihrer Empfindung nach das Glück, ihren Mann zu verlieren. Er starb an der Wassersucht. Das Vermögen, das er ihr hinterließ, war nicht unbeträchtlich; sie selbst besaß einiges — und überdies hatte sie Anspruch auf Pension. Sie hätte also ein sorgenloses Wittum gehabt. Aber die Liebe! Denken Sie nur — man schämt sich ordentlich, es auszusprechen: sie vernarrte sich in einen ganz jungen Menschen — in den Kommis einer Modewarenhandlung, der übrigens aus ziemlich gutem Hause war. Ein sehr flotter Jüngling, der sich um so mehr zu einem fliegen-

den Verhältnis herbeiließ, als ihm Berta ein höchst angenehmes Leben bereitete. Übrigens übte sie ja noch immer höchst merkwürdigerweise eine gewisse Anziehungskraft aus. Als sie aber weiterging und ihm mit einer Heirat auf den Leib rückte — sie wollte für ihn ein ansehnliches Stadtgeschäft erstehen — da riß er aus. Und als sie jetzt nicht nachgab, ihn verfolgte und mit ihren Zärtlichkeiten bestürmte, wurde er brutal. Darüber geriet sie außer sich, bekam Nervenzufälle, magerte ab bis zum Schatten. So ging sie umher, ein Bild der Verzweiflung, mit zitternden Armen und Händen. Nach einem letzten fruchtlosen Versuche, ihn wieder zu fesseln, lief sie in das nächste Haus, stieg zum obersten Stockwerk hinan und stürzte sich durchs Fenster auf das Pflaster hinab."

Ich erwiderte nichts.

„Und mit solchen aberwitzigen Sachen haben jetzt Sie sich zu beschäftigen! Müssen noch ärgere erfinden! — Aber das Merkwürdigste dabei war, daß sie dem Treulosen testamentarisch ihr ganzes Vermögen vermacht hat. Übrigens muß zu seiner Ehre gesagt sein, daß er es nicht annehmen wollte. Aber seine habgierigen Eltern — er selbst war ja noch nicht einmal majorenn — hatten die Frechheit, in seinem Namen darauf zu bestehen. Wir haben natürlich Einsprache erhoben, denn der geistige Zustand der Erblasserin war kein normaler. Es kam zum Prozeß, den wir allerdings nur halb gewannen. Das heißt, bloß die Hälfte des Kapitals konnte für uns gerettet werden."

Inzwischen war die Seitentür leise aufgegangen und der Herr Direktor im Gemach erschienen. An ihm hatte sich nichts verändert; nur in dem schütteren Haupthaar und in dem fuchsigen Backenbärtchen zeigten sich Silberfäden. Er trat näher, wobei er mich mit seinen kurzsichtigen wasserblauen Augen forschend durch die Brille betrachtete.

„Der Herr ist wegen Aufnahme eines neuen Zöglings gekommen", sagte Laura, die gleich mir vom Sofa aufstand, mit

erhobener Stimme. „Du kennst ihn wohl noch? Aus dem Kaffeehause —"

Der Gatte brachte mir das rosenrote Antlitz noch näher, schüttelte jedoch den Kopf.

„Herr —", sie nannte meinen Namen.

„Ah, der — der —"

„Dichter!" schrie Laura. Herr Feichtenböck schien etwas schwerhörig zu sein.

„Richtig, richtig — sehr bekannt —"

„Und ich wünsche ihm Glück auf seiner weiteren Laufbahn", sagte Laura, die mir jetzt wohlwollend die Hand zum Abschied reichte. „Freilich, ein Goethe oder Shakespeare —" Sie vollendete den Ausspruch nicht und verschwand, während mich der Herr Direktor äußerst höflich ins Vorzimmer hinaus komplimentierte.

Der Burggraf.

Vorwort des Herausgebers.

Die Handschrift ist „Habrovan, im November 1898“ datiert. Sie stimmt zwar in manchen älteren, später durchstrichenen Lesarten mit dem ersten Druck im „Neuen Wiener Tagblatt“ vom 2. April 1899 überein, dürfte aber kaum die unmittelbare Vorlage für ihn sein, da nicht nur der Untertitel: „Eine Wiener Geschichte“, sondern auch andere Lesarten in ihr fehlen, die kaum auf den Korrekturen angebracht worden sein dürften. Dagegen ist die Handschrift nach genauerer Durchsicht mit ihren späteren Lesarten dem zweiten Druck in der ersten Auflage der Camera obscura (1901, Seite 99—138) zugrunde gelegt worden, von der sich die zweite Auflage (1904, Seite 85—117) nur an einer Stelle unterscheidet. Im ganzen sind die Varianten sehr wenig zahlreich und nicht bedeutend. Den Fehler in der Numerierung der Abschnitte, der in beiden Auflagen der Camera obscura erscheint (VI für IV), habe ich natürlich berichtigt.

I.

Eines Nachmittags hatte ich von Döbling aus, wo ich mich damals eben eingemietet hatte, einen Spaziergang über Grinzing nach der Wildgrube unternommen. Diese Gastwirtschaft war mir noch in guter Erinnerung, denn ich hatte sie früher bei geselligen Ausflügen nach dieser Gegend wiederholt besucht. Inzwischen schien sie einigermaßen in Verruf geraten zu sein. Trotz des prachtvollen, fast sommerlichen Septemberwetters waren nur wenige Gäste anwesend, so daß ich ziemlich einsam bei meiner Tasse Kaffee saß. Ich war es aber ganz zufrieden; konnte ich doch desto ungestörter die Aussicht über die Donau und ihre bereits bunt gefärbten Auen genießen. Auch hatte ich ein Buch bei mir, in dem ich lesen wollte. Es war Gracians Handorakel der Weltklugheit, übersetzt von Schopenhauer. Ich kannte es schon; da ich es aber Jahre hindurch in meiner Bücherei neben den Werken des Frankfurter Philosophen vermißte, so hatte ich das schlanke Bändchen, das ich erst kürzlich von einem Freunde zum Geschenk erhalten, heute zu mir gesteckt und wurde jetzt von dem Inhalt wieder mehr und mehr angezogen.

Inzwischen war die Sonne immer tiefer gesunken. Ich dachte also an den Rückweg. Und zwar über den „Kobenzl" und den „Himmel" nach Sievering hinunter. Auf der Avenue des Schlosses, in dem einst der geniale Freiherr von Reichenbach seinen odisch-magnetischen Studien obgelegen, fesselte mich noch ein prachtvoller Sonnenuntergang; dann schlug ich einen

Seitenpfad ein, der mich, wie ich annahm, rascher die Höhe hinableiten sollte. Aber er führte tiefer in den Wald hinein. Bei meinem mangelhaft ausgebildeten Ortssinn verirrte ich mich, und als ich endlich nach mancherlei Kreuz- und Quergängen die ersten Häuser von Sievering erreicht hatte, war die Dunkelheit längst hereingebrochen.

Die schmale, langgedehnte Ortschaft lag bereits in nächtlicher Ruhe vor mir. Die Haustore waren geschlossen, die Lichter verlöscht; nur durch die Fenster einzelner größerer und stattlicherer Häuser schimmerte es noch. Auch die Buschenschenken, die hier zur Herbstzeit offen stehen, und von der Stadt aus so zahlreich besucht werden, zeigten sich still und verödet. Nur in einer, der ich mich jetzt näherte, ertönte noch lustige Musik. Vor dem Eingang stand ein verwaister Einspänner, dessen Kutscher sich gewiß da drinnen beim Heurigen gütlich tat, während sein hagerer Gaul mit hängendem Kopf stumpfsinnig vor sich hindämmerte. Ein plötzliches Verlangen überkam mich. Ich wollte wieder einmal ein Stück Volksleben auf mich wirken lassen; auch hatte ich schon lange keinen jungen Wein mehr verkostet und konnte da gleich mein Abendbrot einnehmen. Ich trat also durch das halb offen stehende Tor. Aber schon im Hofe fühlte ich mich enttäuscht. Denn der angrenzende kleine Garten, offenbar zum Versammlungsort fröhlicher Zecher bestimmt, erschien fast leer und wurde nur sehr matt von einem einzigen, mit Glas geschützten Leuchter erhellt, in dem eine schlechte Talgkerze schwelte. In diesem Halbdunkel saßen ein paar Männer vereinzelt an verschiedenen Tischen und lauschten den Klängen einer Geige, einer Klarinette und einer Harmonika, die von drei Musikanten aus Leibeskräften gehandhabt wurden. Ich wollte schon umkehren. Da mich aber der bäuerliche Wirt, der in Hemdärmeln und blauem Fürtuch auch die Dienste eines Kellners versah, bemerkt hatte, so trat ich doch in den Garten und ließ mich an einem Seitentische nieder, der mit zwei anderen unter einer schützenden

Holzdachung stand. Der Wirt indes schien über mein Kommen nicht besonders erfreut zu sein. Denn er stellte mit sehr verdrossenem Gesicht ein zweites Licht vor mich hin und fragte dann ziemlich barsch nach meinem Begehren. Während er ging, das Verlangte herbeizuschaffen, wurde meine Aufmerksamkeit einem der Gäste zugelenkt, der an dem Tische mit dem Leuchter saß. Ich mußte ihn schon irgendwo gesehen haben. Es war ein junger Mann in den Dreißigern, nachlässig und mit sehr schadhafter Eleganz gekleidet. Der trübe Kerzenschein beleuchtete ein vornehmes, markantes Gesicht, das aber durch ein ungewöhnlich stark zurückweichendes Kinn entstellt wurde und einen hektischen Zug aufwies. Die langen hageren Beine weithin unter den Tisch gestreckt, die Hände in den Hosentaschen, blickte er mit eingesunkener Brust nach den Musikanten, die eigens für ihn aufzuspielen schienen, denn sie standen in nächster Nähe vor ihm.

Jetzt brachen sie ihr Stück mit einem überstürzten Finale ab und nahmen die Instrumente unter den Arm.

„Spielt's weiter!" sagte der junge Mann in befehlendem Tone. Seine Stimme klang heiser und gebrochen.

„Verzeign S', gnä' Herr," versetzte der Geigenmann als Leiter des Trios, „verzeign S', mir mürssen no' nach Salmansdorf umi. Mir san dort b'stöllt, wal tanzt wird. Es is eh' scho' d' hechste Zeit. Mir bitten also um unser Dussär." Damit nahm er die Mütze ab und hielt sie, um den erhofften Lohn zu empfangen, dem Gast entgegen.

Dieser sah ihn ausdruckslos an. Dann wendete er den Kopf nach dem Wirt, der mir eben Wein und Imbiß gebracht hatte, und sagte nachlässig: „Geben Sie den Leuten fünf Gulden."

Der Wirt sah ihn über die Achsel an. „Was? I soll ihna fünf Gulden geb'n? I? Dös mürssen Sö tuan, i nöt!"

„Ich habe nicht gewechselt."

„Nöt g'wexelt hab'n S'? I wir Ihna scho' wexeln. Sö wer'n do nöt glei' an Tausender bei Eahna hab'n! Auf an

Zehner kann i scho' aussa geb'n. Wird eh' g'rad glenga mit der Zech. Und es is Zeit, daß S' dö zahl'n. Es is scho' spät und i mecht' zursperrn."

„Ich habe kein Geld bei mir", erwiderte der andere kurz.

„Was? Ka Geld? Und da sitzen S' scho' zwa Stund' da und lassen Ihna geb'n, was guat und teier is? Und extra no' d' Musikanten aufhalten und vorspüln lassen! Ah, da legst di nieder!"

„Und i kriag no' mei' Fuhr!" schrie der Kutscher des Einspänners, aus dem Dunkel hervortretend, in dem er bis jetzt verweilt hatte. „Aus der Stadt hab' i 'hn aussag'fihrt — und jetzt so lang warten —"

„Dös a no'!" rief der Wirt drohend. „O Sö Fallott!"

Der junge Mann war bei dem allen gleichmütig sitzen geblieben. Nunmehr aber hob er stolz den Kopf und sagte: „Ich bin der Graf ...." Er nannte einen Namen von hocharistokratischem Klang, der mir sofort auf die Spur half. Ich wußte jetzt, wann und wo ich den Gast schon gesehen hatte.

„Was? A Graf? Dös kunnt' a jeder sag'n!"

„Du, Floder," warf jetzt ein alter, verkommen aussehender Mann in halb bäuerlicher Tracht ein, der sich inzwischen gleichfalls genähert hatte, „mir scheint, er is a Graf. Er wohnt, glaub' i, in Unterdebling —"

„Plausch nöt, du B'suf!" erwiderte der Wirt, etwas betroffen. „Wer waß, wen du manst! Und wann er wirkli a Graf is, muaß er do' was bei eahm hab'n! A Uhr, an Ring — oder so was. Hab'n S' was?" wandte er sich an den Gast. Dieser zuckte die Achseln. „Nix? No, da ziagn ma Ihna halt in Rock aus!" Er machte Miene, gleich zur Tat überzugehen. Der Angegriffene erhob sich aber mit halbem Leibe und stieß ihn kräftig zurück.

„Was? Stessen tuan S'!" brüllte der Taumelnde. „Na wart'n S', Sö Lump! Schorschl!!" Dieser Ruf galt einem halbwüchsigen Jungen, der eben im Hofe am Brunnen Wasser

schöpfte. „Lauf umi, Schorschl, auf d' Sicherheitswachstub'n, daß aner herkummt! Den saubern Grafen wer'n mer glei' hab'n! Pack' mer'n derwal!" setzte er, die Umstehenden anfeuernd, hinzu.

Die Situation war nun wirklich eine sehr kritische geworden; ich begann mich für den Bedrohten zu schämen. „Lassen Sie den Herrn!" rief ich eindringlich von meinem Tisch hinüber. „Ich werde für ihn bezahlen."

Der Wirt drehte sich um und sah mich verdutzt an. Aber auch ärgerlich. Es schien ihm gar nicht erwünscht zu sein, daß der Handel gütlich geschlichtet werde. „Sö woll'n zahl'n?" fragte er geringschätzig. „Wer san denn Sö?"

„Das braucht Sie nicht zu kümmern. Genug, daß Sie Ihr Geld bekommen. Machen Sie die Rechnung."

„Dö wird glei' g'macht sein", erwiderte er unwillig. „Drei Viertel Heurigen und zwa Flaschen alten Nußberger. Und a kalt's Hendl. Und was der Konsertabl g'habt hat —"

„An Liter!" schrie dieser.

„Und d' Musikanten — dö warten scho'," betonte der Wirt.

„Da haben Sie zehn Gulden", sagte ich. „Geben Sie den Leuten, was ihnen zukommt."

„Es g'lengt nöt, wann d' Musikanten —"

„Mir san mit zwa Flörln z'frieden", riefen die Spielmänner im Chorus. „Her damit!" Dann gingen sie, vom Wirt entlohnt, im Eilschritt davon. Auch der Kutscher entfernte sich, nachdem er das Seine erhalten. Allerdings nicht sehr befriedigt. Man hörte ihn noch im Hof ein Scheltwort ausstoßen und draußen mit der Peitsche auf den armen Gaul einhauen, bis das Gefährt von dannen gerumpelt war.

Der Urheber aller dieser Szenen war inzwischen ohne aufzublicken auf seinem Platze geblieben. Jetzt schien er in Verlegenheit, was er tun sollte. Endlich stand er auf und ging vornüber geneigt mit schwanken Tritten auf mich zu. „Ich weiß

nicht," sagte er, gleichsam herablassend, „mit wem ich — wie so Sie — ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen —"

„Aber ich kenne Sie, Herr Graf. Sie waren vor ungefähr acht Jahren Leutnant bei den Dragonern — nicht wahr?"

„Allerdings."

„Und lagen damals in Schwechat?"

„Ganz richtig. Waren Sie vielleicht auch —"

„Ich befand mich bei einem Infanteriebataillon in Kaiser-Ebersdorf. Und da sind wir einige Male zusammengetroffen — freilich nur ganz flüchtig."

„Ihr Name?"

Ich nannte mich.

„Kann mich nicht entsinnen. Aber gleichviel. Wir waren früher Kameraden. Es kann mir also nur angenehm sein, einstweilen Ihr Schuldner zu bleiben. Und wir wollen jetzt gleich eine Flasche miteinander trinken. He!!"

„Lassen wir das lieber. Nach dem, was vorgefallen —"

„Ach was! Ich will noch trinken. Das wäre nicht übel, wenn man sich genieren müßte. — He!!"

Sein klanglos kreischender Ruf verhallte. Es kam niemand. Endlich zeigte sich der Wirt.

„Noch eine Flasche Nußberger!"

Der Wirt sah ihn grimmig an, ging aber doch um den Wein.

„Das is d' letzte", sagte er grob, als er die Flasche auf den Tisch stellte. „A End' muaß sein. Dös is ka Wirtshaus. I hab' bloß ausg'steckt."

„Beruhigen Sie sich", entgegnete ich. „Wir werden bald aufbrechen. Nehmen Sie gleich die Bezahlung."

„Ich begreife Sie nicht", sagte der Graf, als wir wieder allein waren. „Wie können Sie sich nur mit solchen Leuten in Unterhandlungen einlassen?"

„Immer besser, als sich Roheiten aussetzen, denen gegenüber man machtlos ist. Es ist übrigens wirklich schon spät."

„Spät? Wie viel ist es denn?“ Er griff an die Westentasche, in der sich keine Uhr befand.

Ich sah nach der meinen. „Über Zehn.“

„Das ist ja gar keine Stunde“, rief er, die Gläser füllend, und leerte das seine mit einem Zuge. „Aber was haben Sie da für ein Buch?“ Ich hatte es auf dem Tische liegen; er griff danach und blätterte es an. „Wie kommen Sie dazu, derlei zu lesen?“ fragte er hochfahrend.

„Nun, ich lese es eben.“

„So. Sie scheinen also wissenschaftliche Bildung zu besitzen. Auch ich habe studiert. Könnte Doktor Juris sein. Ich glaube, Sie zweifeln?“ Er sah mich mit einem drohenden Blick an.

„Keineswegs.“

„Mein Latein und Griechisch habe ich noch nicht verschwitzt. Und den Gracian da vermöchte ich im Original zu lesen. Auch kann ich, wenn Sie befehlen, mit einigen orientalischen Sprachen aufwarten.“

„Da wüßt' ich allerdings nicht Bescheid.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte er und lehnte sich herausfordernd zurück. Er hatte inzwischen ein zweites Glas hinuntergestürzt und mit dem dritten begonnen; in seinem schmalen Antlitz wiesen sich bereits Anzeichen der Trunkenheit.

„Ich meine es nicht anders, als daß ich diese Sprachen nicht verstehe.“

„Aber ich! Denn ich habe die orientalische Akademie besucht. Man hatte mich für die diplomatische Karriere bestimmt. Doch sie taugte mir nicht — ebensowenig wie später der Militärdienst. Ich kann mich nicht binden. Ich liebe die Freiheit. Aber dazu braucht es ein großes Vermögen — ausgedehnte Besitzungen. Die fehlen mir. Und so habe ich mich auch mit der Misère des Lebens herumzuschlagen.“ Er ließ den Kopf sinken und stierte, die Augen verglast, mit hängender Unterlippe vor sich hin.

So trat eine Pause ein, während der ich ihn betrachtete. Er sah jetzt mit seinem wie weggeschnittenen Kinn geradezu häßlich aus. Das lebhafte Sprechen schien ihn angestrengt zu haben; seine eingefallene Brust bewegte sich keuchend auf und nieder. „Noch eine!“ rief er plötzlich, indem er sich gewaltsam aus offenbar sehr trüben Gedanken emporraffte und den Rest der Flasche in sein rasch geleertes Glas goß.

„Nein, durchaus nicht“, sagte ich. „Ich kann Sie natürlich nicht hindern. Aber was mich betrifft —“

„Sie sind Temperenzler“, bemerkte er verächtlich.

„Nicht doch. Aber es ist wirklich Zeit, daß wir uns von hier entfernen.“

„Nun, wenn Sie durchaus wollen — meinetwegen! So versäume ich wenigstens morgen nicht wieder die Messe.“

Ich sah ihn unwillkürlich erstaunt an.

„Ich pflege nämlich jeden Tag die Frühmesse zu besuchen,“ fuhr er nachdrücklich fort. „Haben Sie vielleicht etwas dagegen?“

„Was könnte ich dagegen haben —“

„Aber Sie finden es lächerlich.“

„Keineswegs.“

„Sie *finden* es lächerlich! Ich seh' es Ihnen an.“ Er schlug mit der Faust auf den Tisch. Offenbar gehörte er zu denen, in welchen geistige Getränke Streitlust erregen.

„Sie irren“, sagte ich.

„Ich irre mich nicht. Aber ich werde mich in keinen Meinungsaustausch einlassen. Sie verstehen das einfach nicht. Ich höre die Messe, weil ich es von Kindheit an gewohnt bin. Es liegt uns im Blute.“

Er hatte die letzten Worte mit stolzem Emporwerfen des Kopfes ausgesprochen. Ohne Zweifel sollten sie mir den Unterschied klar machen, der zwischen uns beiden bestand. Gleich darauf aber langte er nach dem Buche, das ich, zum Aufbruch bereit, eben an mich nehmen wollte. „Das leihen Sie mir“,

sagte er gebieterisch und steckte es, ohne meine Einwilligung abzuwarten, in die Hintertasche seines fadenscheinigen Jacketts. „Ich werde es Ihnen nächster Tage mit dem, was Sie mir vorgestreckt, zurückstellen. Wo wohnen Sie?"

„In Döbling."

„Also auch in Döbling. Gasse?"

„Alleegasse."

„Nummer?"

„13."

„Also Alleegasse 13. Das merk' ich mir schon. Und nun gehen wir!"

Er hatte noch den letzten Tropfen aus dem Glase geschlürft, erhob sich mühsam und suchte wankend nach Hut und Stock. Dann verließen wir den Garten und das Haus, dessen Tor der Wirt hinter uns abschloß.

Auf der menschenleeren Straße fing mein Begleiter zu taumeln an; es fehlte nicht viel, so wäre er über einen Schotterhaufen zu Boden gestürzt. Ich wollte ihn schon unter dem Arm fassen. Aber ich unterließ es; er sollte nicht wissen, daß ich seinen Zustand bemerkte. So setzten wir in der mondlosen Nacht unseren Weg fort, mit dem der Graf beständig zu kämpfen hatte.

Nun waren wir an dem alten Friedhof vorübergekommen und erreichten die ersten Häuser von Unterdöbling. Bei einer der nächsten Gassen angelangt, blieb er stehen. „Da wohne ich", sagte er. „Gute Nacht!" Und ohne den Hut zu lüften, bog er in die Gasse ein.

Ich sah ihm nach, wie er sich in Schlangenlinien fortbewegte, bis er endlich vor einem ziemlich großen, weiß getünchten Gebäude hielt, das in sonderbaren Umrissen zwischen dunkleren, hüttenähnlichen Nachbarhäusern aufschimmerte.

II.

Am nächsten Mittag aß ich wie gewöhnlich im Gasthause „Zum Hirschen". Und zwar an einem Tische mit dem Direktor der Volksschule, dessen Familie sich noch auf dem Lande befand, während ihn selbst die Amtspflicht bereits zurückberufen hatte. Es war ein liebenswürdiger, unterrichteter Mann, mit dem ich mich gerne unterhielt. Im Laufe des Gespräches ließ ich ein Wort über den Grafen fallen; ich wollte wissen, ob er dem Direktor bekannt sei. Dieser lächelte und sagte: „Ach ja, Sie meinen den Burggrafen."

Ich sah ihn fragend an.

„Man nennt ihn so, weil er in der ehemaligen Sodawasserfabrik wohnt, die einst ein geschmackloser Architekt ganz in mittelalterlichem Stil erbaut hat. Ein Witzling hatte sie sofort die kohlensaure Burg genannt, und diese Bezeichnung erhielt sich bis heute, obgleich der Besitzer der Fabrik längst zugrunde gegangen ist und das Gebäude als Mietkaserne für die ärmere und ärmste Klasse unserer Bevölkerung dient. — Aber wo haben Sie den verkommenen Menschen kennen gelernt?"

„Ich erinnere mich seiner noch aus meiner Militärzeit. Und gestern bin ich zufällig mit ihm zusammengetroffen."

„Hat er Sie da nicht gleich angepumpt?"

„Nicht eigentlich. Aber der Eindruck, den ich empfing, war ein höchst trauriger. Ich begreife nicht, wie man bei solcher Abkunft so tief sinken kann."

„Um das zu ergründen, müßte man mit allen genealogischen Verhältnissen aufs genaueste vertraut sein. Der Himmel weiß, von wem er sein Dekadententum ererbt hat. Sein Vater war ein ziemlich hoher Staatsbeamter, der sich nebenher auf den Gelehrten hinausspielte. Als dritter Sohn war er ohne Vermögen, wurde jedoch von seinem ältesten Bruder standesgemäß unterstützt. Er blieb bis in sein späteres Alter Hage-

stolz, dann aber heiratete er ein Fräulein aus einer gänzlich verarmten freiherrlichen Familie. Aus dieser Ehe stammt unser Graf."

„Da hat man ihn vielleicht als nicht ganz ebenbürtig behandelt?"

„Keineswegs. Seine Mutter, die eine etwas exzentrische Dame gewesen sein mochte, scheint man sich allerdings vom Leibe gehalten zu haben. Als sie aber gestorben war, löste sich jede Spannung. Sein Vetter gewann ihn sogar äußerst lieb und setzte ihm, als er das Majorat übernahm, eine Apanage von zehntausend Gulden aus. Das war um so reichlicher, als ja das Vermögen des Hauses nicht gerade ein enormes genannt werden kann. Aber was waren zehntausend Gulden für den Grafen Leupold! Sie wissen wohl, daß er so heißt. Womit er ein Jahr auslangen sollte, das war in ein paar Monaten durchgebracht. Verspielt und vertrunken. Das letztere Laster scheint bei ihm sehr früh zum Durchbruch gekommen zu sein. Also das Fixum reichte nicht und er machte Schulden. Ungeheure Summen, die wiederholt gezahlt wurden, da mehr als einmal die Ehre des Namens auf dem Spiele stand. Endlich aber mußte sein Vetter ein Ende machen. Er sah sich gezwungen, öffentlich zu erklären, daß er nicht länger für den Verschwender aufkomme, den er unter Kuratel setzen ließ. Trotzdem gibt er ihm jährlich noch so viel, daß eine ganze Familie sehr anständig davon leben könnte."

„Er bezieht also noch eine Rente?"

„Dreitausend Gulden. Daß er damit nicht auskommt, begreifen Sie. Auch werden ihm seine Einkünfte immer gleich entrissen. Denn es gab doch noch Wucherer, die ihm borgten. Diese Leute zogen ihn förmlich aus, so daß er nach und nach ins größte Elend geraten ist — und seit einem Jahre in der kohlensauren Burg wohnt, wo er von den Hausmeisterleuten erhalten wird."

„Von den Hausmeisterleuten?"

„Das heißt insofern, als er oft monatelang ohne einen Kreuzer Geld ist. Da verköstigen sie ihn denn wohl oder übel, sorgen für die Bedienung und sonstige geringe Bedürfnisse. Soweit es angeht, entschädigt er sie dann. Er hat sich nämlich zuletzt auch auf das Schreiben von Bettelbriefen geworfen, die er an hohe und höchste Persönlichkeiten richtet. Schändlicherweise mit der Begründung, daß ihn sein Vetter hartherzig verhungern lasse."

„Woher wissen Sie das alles?"

„Von ihm selbst. Denn er ist nicht der Mensch, der mit seinen Verhältnissen hinter dem Berge hält. Er kam früher täglich in dieses Gasthaus, und ich gestehe, daß ich anfänglich nicht ungern mit ihm verkehrt habe. Denn er ist doch vielseitig gebildet; auch war es mir interessant, die heterogenen Eigenschaften zu beobachten, die er in sich vereinigt. So seine starre Bigotterie bei sonstigem vollständigen Indifferentismus. Er nimmt vor jeder Kirche, vor jedem Heiligenbild auf der Straße den Hut ab und betrachtet es fast als Verbrechen, wenn er einmal die Messe versäumt."

„Das ist mir bekannt", warf ich ein.

„Und dann sein grenzenloser aristokratischer Hochmut neben einer ganz unglaublichen Nichtachtung und Wegwerfung der eigenen Persönlichkeit! Es ist ganz merkwürdig. Eines Abends, als er mir wie gewöhnlich über seine mißliche Lage vorjammerte, bemerkte ich halb im Scherz, halb im Ernst, daß es ihm ja nicht schwer fallen dürfte, seinen Namen zu einer vorteilhaften Heirat zu verwerten. Da hätten Sie ihn sehen sollen! Auf den Tisch schlug er, daß Teller und Gläser klirrten. Was ich denn von ihm halte, da ich ihm zumute, eine Mesalliance zu machen? Sich an eine reiche Jüdin zu verkaufen! Er konnte gar kein Ende finden und wurde zuletzt aufs äußerste beleidigend. Ich verzieh es ihm halb und halb, da ich wußte, wie leicht ihm der Wein zu Kopfe steigt. Schließlich war ich aber doch froh, daß er Zechschulden halber wegblieb, und verzichtete gern auf die Rück-

erstattung gewisser Darlehen, wie einiger Bücher, die ich ihm geborgt und die er wahrscheinlich bei irgend einem Antiquar verkauft hat."

III.

Nicht lange nach diesem Gespräch mit dem Direktor saß ich eines Vormittags am Schreibtisch, als es an meine Tür pochte. Auf das Herein trat eine Frauensperson ins Zimmer, bei deren Anblick ich fast erschrocken zurückprallte, so ganz ungemein häßlich war sie. Eine große, derbknochige Gestalt mit ungeheueren, abgearbeiteten Händen und plumpen Füßen, die in schadhaften Hausschuhen staken. Auf den struppigen, schon leicht ergrauten Haaren saß eine schwarze Tüllhaube mit verschossenen blauen Bändern und erhöhte die Fahlheit des grotesken Gesichtes, das dem einer geblendeten Eule glich. Über das rechte Auge war das obere Lid vollständig herabgesunken, das linke blinzte matt und unsicher. So stand die Person vor mir, ein altes, schalartiges Tuch, das einst gelb gewesen sein mochte, um die Schultern geschlagen.

„San Sö der Herr, der neuli' mit'n Grafen in Sievring war?" fragte sie mit krächzender Stimme.

„Jawohl. Was wünschen Sie?"

„Er laßt Ihna bitten, Sö mechten zu eahm kummen. Er is krank und liegt im Bett."

„Was fehlt ihm denn?"

„I waß 's net. Hurstten tuat er. Der Doktor mant, es kunnt a Entzintung wer'n."

Ich überlegte. Denn ich verspürte gar keine Lust, dem Verlangen nachzukommen. Aber er war krank, ließ mich zu sich bitten — und da konnte ich wohl nicht anders. Auch begann sich Neugier in mir zu regen; ich wollte seine Behausung sehen.

„Nun gut", erwiderte ich. „Sagen Sie dem Herrn Grafen daß ich gleich kommen werde. Sie sind wohl —"

„J bin die Tochter vom Hausmaster." Damit machte sie kehrt und schritt ohne Gruß zur Tür hinaus. Ich glaubte inzwischen bemerkt zu haben, daß sie gesegneten Leibes war.

Nachdem ich mich zum Fortgehen angekleidet, schlug ich den Weg nach dem Hause ein, das ich damals in der Dunkelheit hatte aufschimmern sehen. Ich gewahrte jetzt, daß es sich seiner ganzen Bauart nach mit einer wartturmähnlichen Flanke wirklich wie eine kleine Feste ausnahm.

Die Sendbotin erwartete mich schon am Tor. Sie führte mich zwei Treppen hoch und dann über eine schwanke hölzerne Seitenstiege in ein Giebelzimmer, das zwar nicht ungeräumig, aber grenzenlos vernachlässigt war. In einem dürftigen Bette lag der Graf. Er schien zu fiebern, und das hektische Rot auf seinen eingesunkenen Wangen brannte wie Feuer. Als er mich wahrnahm, zog er, um seine schadhafte Wäsche zu verbergen, eine abgenützte karrierte Decke bis zum Kinn empor.

„Sie sehen mich zu Bett", sagte er, mühsam atmend, indem er, um mich zu begrüßen, seine schmale, langfingerige Rechte vorsichtig unter der Decke hervorstreckte. „Infamer Katarrh! Ich leide zwar öfter daran, aber diesmal ist er ganz besonders stark zum Ausbruch gekommen. Wahrscheinlich infolge einer Erkältung. Konnte daher nicht zu Ihnen gelangen und mußte Sie bitten lassen, sich zu mir zu bemühen. Sie könnten mir einen ganz besonderen Dienst erweisen."

„Ich bin nach Möglichkeit bereit", erwiderte ich und ließ mich auf den harten Sessel nieder, den mir die Eule auf seinen Wink in die Nähe des Bettes gerückt hatte.

„Gehen Sie jetzt", sagte der Graf zu ihr.

Es war, als hörte sie ihn nicht. Sie wollte offenbar im Zimmer bleiben.

„Hinaus!!" schrie er und verfiel infolgedessen in ein heftiges Husten.

Ihr Gesicht nahm den Ausdruck stumpfsinnigen Trotzes an. Aber sie entfernte sich langsam.

„Also gleich in medias res!“ begann jetzt der Graf keuchend. „Ich befinde mich in einer verzweifelten Lage. Bin ohne alle Mittel — dabei von Gläubigern aufs äußerste bedrängt. Kurz: wenn ich nicht schon in nächster Zeit über einige tausend Gulden verfügen kann, bin ich verloren. Ich habe das wiederholt in sehr dringenden Briefen meinem Vetter — dem Chef unserer Familie — mitgeteilt, aber keine Antwort erhalten. Ich erkenne daraus, daß er die Absicht hat, mich zugrunde gehen zu lassen — ja, daß es ihm höchst erwünscht ist, wenn ich zugrunde gehe. — Sie sind Schriftsteller, nicht wahr?“

„Ja.“

„Ich habe das mittlerweile in Erfahrung gebracht. Wie wäre es, wenn Sie an meinen Vetter schrieben? Sie könnten fürs erste hervorheben, daß Sie mit mir in der Armee gedient haben. Schildern Sie ihm die Verhältnisse, in denen Sie mich jetzt angetroffen.“ Er ließ die Blicke bedeutungsvoll im Zimmer umherschweifen. „Entwerfen Sie ihm ein Bild meines Elends — und fordern Sie geradezu, daß mir geholfen werde. Widrigenfalls Sie mein Schicksal durch einen Zeitungsartikel vor das Forum der Öffentlichkeit bringen. Sie könnten dabei mit der Bekanntgabe gewisser Details drohen, die ich Ihnen zur Verfügung stellen würde.“

Im ersten Augenblick war ich über diese Zumutung sprachlos. Dann übermannte mich Entrüstung, und ich stand im Begriffe, mir mit den schärfsten Worten Luft zu machen. Aber der Anblick des Jammermenschen, der sichtlich in den ersten Stadien der Lungenschwindsucht vor mir lag, dämmte meinen Zorn zurück.

„Davon bitte ich nicht weiter zu sprechen“, sagte ich mit möglichster Ruhe.

„Und warum nicht? Es würde ja Ihr Schaden nicht sein, wenn Sie sich in dieser einfachen Sache —“

Ich bezwang mich wieder. „Es ist keine einfache Sache. Sie müssen sich da an einen Revolverjournalisten wenden.“

„Was wollen Sie damit sagen?" brauste er auf. Aber er schien mehr erstaunt als entrüstet zu sein.

„Sie haben mich sehr wohl verstanden", erwiderte ich, indem ich mich erhob.

In diesem Augenblick ertönten draußen auf der Holztreppe schwere und hastige Tritte. An der Tür wurde gepocht und ein Postbote trat, ohne das Herein abzuwarten, ins Zimmer. Er hielt dem Grafen einen Brief mit fünf Siegeln entgegen.

„Von meinem Vetter!" rief der Graf, nachdem er einen Blick auf die Adresse geworfen. Er erbrach die Siegel mit zitternder Hast, wobei seine hageren, halb entblößten Arme zum Vorschein kamen, und verschlang den Inhalt des kurzen Schreibens, dem einige Banknoten beigelegt waren, mit den Augen.

Ich hatte mich inzwischen schon zum Fortgehen gewendet. „Alles bewilligt!" rief er mir nach. „Schon in den nächsten Tagen bin ich im Besitz der ganzen erforderlichen Summe. — Tinte und Feder! Ich muß das Rezepisse unterschreiben." Dieser Befehl galt der Eule, die hinter dem Briefträger erschienen war.

Ich aber ging ärgerlich und verstimmt nach Hause. Es war ja nicht das erstemal, daß ich, wenn auch nicht gerade einen solchen, so doch immerhin den Beweis erhielt, welche Meinung man von dem Beruf hegte, dem ich mich geweiht.

* * *

Ich war froh, dem Grafen, der sich wohl körperlich wieder erholt hatte, nicht mehr zu begegnen; er mochte seine Behausung aufgegeben haben. Verfügte er doch jetzt über Geldmittel, und eines Tages glaubte ich, ihn auf der Ringstraße in einem Fiaker fahren zu sehen.

Im Frühling aber hatte ich einen Ausflug auf den Kahlenberg unternommen und kehrte erst bei einbrechender Nacht zurück. Als ich die dunkelnde Grinzinger Allee durchschritt, gewahrte ich auf einer der dort angebrachten Bänke einen Mann

sitzen. Weit zurückgesunken, die langen Beine von sich gestreckt, hatte er die ausgebreiteten Arme auf der Banklehne ruhen. Es war der Graf. Ob er mich erkannt, ja auch nur wahrgenommen, weiß ich nicht. Er war offenbar volltrunken und starrte, als ich an ihm vorüberkam, zum gestirnten Nachthimmel empor, der eben jetzt durch den aufsteigenden Mond weithin erhellt wurde.

Er schien also die kohlensaure Burg doch nicht verlassen zu haben.

IV.

Bald darauf verließ ich Wien. Hin und wieder kehrte ich für kürzer oder länger zurück; dauernden Aufenthalt nahm ich dort nicht mehr.

So waren etwa drei Jahre verflossen. Eines Nachmittages, im August — ich war eben wieder eingetroffen —, hatte ich mich von der Stadt aus, wo ich wohnte, nach der „Hohen Warte" begeben. Ich hoffte einen Bekannten zu finden, von dem ich wußte, daß er dort den Nachmittagskaffee einzunehmen pflegte. Ich traf ihn jedoch nicht an. Nachdem ich eine Stunde fruchtlos gewartet, entfernte ich mich und schlug den wenig begangenen Feldweg ein, der nach Unterdöbling führt. Es wurden damals in dieser Gegend zahlreiche Neubauten in Angriff genommen, die teils schon ziemlich weit geführt, teils erst in wüsten Baugründen abgesteckt waren. In der Nähe der ersten Gassen dehnte sich noch ein dürftiger Wiesengrund aus. Einige ärmlich gekleidete Kinder, Knaben und Mädchen, spielten dort im Strahl der niedergehenden Sonne. Am Rande des vergilbten Rasens saß ein strickendes Weib. Als ich näher kam, erkannte ich, daß es die Tochter des Hausmeisters war. Sie sah ganz so aus wie damals, nur ihre Haare waren jetzt vollständig ergraut, so daß sich die schwarze Tüllhaube — es schien noch immer dieselbe zu sein — trotz starker Bestäubung schärfer davon abhob. Auch bemerkte ich jetzt, daß ein schmächtiges

blasses Knäblein mit auffallend großem Kopfe dicht an ihrer Seite saß. Ich trat auf sie zu und begrüßte sie.

Sie blinzelte mich eine Weile stumpfsinnig an. Dann sagte sie: „I kenn' Ihna net."

Ich half ihr auf die Spur.

„A jo, richti! Sö san der Herr aus der Alleegassen —"

„Können Sie mir vielleicht sagen, wie es dem Herrn Grafen geht?"

„Der is tot."

„Tot? Wann ist er denn gestorben?"

„A Joahr wird's her sein. Net lang nach seiner Heirat."

„Ja, hatte er denn —?"

„Frali. A Matreß hat er g'heirat't."

„Wen —? "

„A Matreß. Die frih're G'lirbte von an reichen Herrn. Sie hat woll'n Gräfin wer'n."

„Und die hat er? —"

„Frali. Ibrigens woars ka richtige Eh'. Sö san glei' nach der Trauung ausanand gangen. A jed's für sich. Aber viertausend Gulden 's Joahr hat er kriagt. Sie hat's leicht geb'n kiena. Denn er woar eh' scho' halbtot. D' Ärzt' hab'n a glei' da wo abi g'schickt ans Meer." Sie machte eine vage Bewegung mit der Hand.

„An die Riviera —"

„Jo, i glaub', so haßt's. Und dorten is er a g'sturb'n."

Ich hatte mittlerweile das Knäblein betrachtet, das regungslos und mit erloschenem Blick auf ein paar gelbliche Blümchen niedersah, die es zwischen wachsbleichen Fingern hielt.

„Und ist für Sie — hat er Ihnen —?"

„Ob er mir was g'lassen hat, manen 'S? D e n da hat er ma g'lassen. Sonst nix. Das haßt, er hat mer zahlt, was er ma schuldi war. Und dös hab' i für d e n ang'legt."

„Aber konnte denn nicht sonst etwas für Sie — hat nicht die Gräfin — —"

„Dö? Dö is froh, daß er nimma lebt. Sie is a Geizkrog'n. 'S Kind hat's ma woll'n abkaufen — um zwatausend Guld'n. Awer i hab's net hergeb'n. Es g'hert mei'. I wir's scho' daziagn."

Beklagenswerter Wurm, dachte ich mit einem letzten Blick auf den Kleinen, der die Züge seines Vaters im Antlitz und den Todeskeim der Schwindsucht in der Brust trug, deine Mutter wird nicht lange an dir zu erziehen haben. Und das ist wohl das Beste für dich, du armes, schuldloses Halbblut!

„Leben Sie wohl", sagte ich, von Wehmut ergriffen, und wendete mich zum Gehen.

„Adje!" erwiderte sie kurz, die unterbrochene Strickarbeit aufnehmend. Nicht die leiseste Spur einer Empfindung war in ihrem fahlen Gesicht wahrzunehmen.

Der Brauer von Habrovan.

Vorwort des Herausgebers.

Die Handschrift ist von Oslavan 22. Juli 1899 datiert. Sie wurde zunächst dem ersten Drucke in der Wiener Wochenschrift: „Die Wage", herausgegeben von Dr. R. Lothar und E. V. Zenker (III. Jahrgang, 1900, 1. Halbjahr, Nr. 1 vom 1. Januar, S. 17—19, Nr. 2 vom 7. Januar, S. 36—38) zugrunde gelegt; dann aber auch, mit neuen stilistischen Korrekturen versehen, für die erste Auflage der „Camera obscura" (1901, S. 139—152) verwendet. „Aus des Verfassers letzterschienenem Novellenbuch Camera obscura" ist die Erzählung dann in dem österreichischen Familienblatt „Deutsch-Böhmerland", geleitet von Herm. Cl. Kosel (I. Jahrgang 1901/2, Heft 1 S. 11—13, Heft 2, S. 43 f., Heft 3, S. 71—73, Braunau) wieder abgedruckt worden. Die zweite Auflage der Camera obscura (1904, S. 119—155) beruht auf der ersten und weist nur wenige stilistische Änderungen auf. Sie liegt unserer Ausgabe zugrunde.

I.

Die Bevölkerung der Ortschaft, woselbst ich so manchen Sommer und Winter zugebracht, wurde eines Tages durch ein außerordentliches Ereignis in die größte Aufregung versetzt. Ein dort ansässiger Schuhmacher hatte sein junges Weib aus — wie es hieß — grundloser Eifersucht ermordet und sich dann, nachdem er eine Zeitlang in den nahen Wäldern umhergeirrt, dem Gerichte gestellt. Wie begreiflich, wurde für das entseelte Opfer allgemein Partei ergriffen. Namentlich die Frauen konnten kein Ende finden, den entmenschten Wüterich zu verdammen, den sie schon jetzt am Galgen baumeln sahen. Sie priesen laut die häuslichen Tugenden, durch die sich die Tote im Leben ausgezeichnet, und schwuren hoch und teuer, daß sie, wenn auch ein wenig gefallsüchtig, doch das treueste Weib gewesen, das jemals auf Erden gewandelt. Aber auch die Männer, die in dieser Hinsicht nur wenig Korpsgeist besitzen, zogen über den Übeltäter los. Sie nannten ihn einen elenden Säufer und hirnverbrannten Narren, seit jeher unwert des schönen Weibes, das er, der ruppige, pechgeschwärzte Kerl, besessen. Und schön war sie, die Schustersfrau, das konnte ich selbst bezeugen. Zwar ihr Gesicht verdiente diese Bezeichnung nicht eigentlich. Denn es war breit, stumpfnasig und überdies stark mit Sommersprossen behaftet. Aber lebhafte schwarze Augen, leicht gekraustes rotbraunes Haar und ein eigentümlich lachender Zug um den frischen Mund verliehen diesem Gesicht um so mehr Reiz, als auch die ganze Gestalt in ihrer bieg-

samen Schlankheit höchst anziehend war. Zumal in der heißen Jahreszeit, wo sie sich immer möglichst leicht bekleidet sehen ließ. Wenn sie so, außerdem noch hochgeschürzt, blink und blank bis über die Knöchel in dem seichten Wasser des an ihrem Hause vorüberfließenden Baches stand, Geschirr oder Wäsche reinigend, da konnte man nicht umhin, sie wohlgefällig zu betrachten. Sie wußte das auch und vollführte dann, durchaus nicht ohne Absicht, die anmutigsten Bewegungen, so daß mir jetzt die Eifersucht ihres Mannes keineswegs unbegreiflich erschien.

Mein nachbarlicher Freund, Doktor Hulesch, hatte die gerichtliche Obduktion vorzunehmen. Als ich mit ihm später darüber sprach, hob er die ganz besondere Grausamkeit hervor, mit der der Schuster den Mord vollbracht. Denn nach den ersten tödlichen Stößen, die er mit einer Ahle nach dem Herzen seines Weibes geführt, hatte er in unstillbarer Mordgier ringsumher weiter gestochen, und so habe sich fast die ganze Vorderseite der Leiche wie tätowiert ausgenommen.

Ich fragte den Doktor, wie er eigentlich über die Sache denke.

Sein volles, kräftig gerötetes Gesicht nahm einen verschmitzten Ausdruck an. „Wenn Sie mich aufs Gewissen fragen," antwortete er, „so will ich bekennen, daß ich in solchen Fällen immer auf der Seite des Mannes bin, wenn ich ihm auch selbstverständlich nicht das Recht einräume, ein Verbrechen zu begehen."

„Sie glauben also, daß die Frau des Schusters —?"

„Ich glaube nichts. Noch weniger behaupte ich etwas. Ich möchte nur den Satz aufstellen: Jeder, der eifersüchtig ist, hat auch Grund, es zu sein."

„Das ist eigentlich auch meine Meinung", erwiderte ich.

„Die nur von wenigen geteilt wird. Man fordert in der Regel Beweise und erkennt nicht, daß die Eifersucht an sich schon der triftigste Beweis ist. Sie entspringt einem Mangel an Selbstgefühl, herbeigeführt durch das mehr oder minder deutliche Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit einer geliebten Person gegenüber. Daher das beständige Mißtrauen, der stets lauernde

Verdacht — ein höchst qualvoller Zustand, der bei Individuen von schwächerer Gehirntextur schließlich zur Raserei führen kann. Daß sich die Eifersüchtigen meistens auf falscher Fährte befinden, ist wohl wahr, aber der Hauptsache nach behalten sie immer Recht. Das hat mir ein ganz merkwürdiger Fall bewiesen, den ich vor Jahren gewissermaßen miterlebte."

Da es mich begreiflicherweise interessierte, Näheres zu vernehmen, so ließ sich Hulesch auch gern zur Erzählung herbei.

II.

„Es war zu Anfang meiner zivilärztlichen Praxis. Ich hatte mich in einem kleinen, aber nicht ganz unansehnlichen Städtchen niedergelassen, das außerdem nicht allzu weit von meiner Vaterstadt Olmütz entfernt lag. Dort lebte ein Mädchen, das ich zu ehelichen gedachte; deshalb hatte ich mich auch vom Militärdienst, zu dem ich als Zögling des ehemaligen Josephinums verpflichtet gewesen, nach dem letzten Kriege loszumachen gewußt. Die Sache zog sich jedoch anderer Umstände halber in die Länge und fand durch den unvermuteten frühen Tod meiner Verlobten ein trauriges Ende. Damals aber lebte ich noch in schönen Hoffnungen, nebenher die Leiden und Freuden eines Landarztes kennen lernend.

Eigentümlich war es mir stets erschienen, daß der Sonntag auch für den Arzt zu einer Art von Ruhetag wird. Es ist, als wollten selbst die Krankheiten feiern, denn ich habe gefunden, daß die wenigsten gerade an einem Sonntag ausbrechen oder tödlichen Ausgang nehmen. Aber ich lasse das dahingestellt sein und sage nur, daß ich an Sonntagen nur selten neue Patienten bekam. Das war mir natürlich sehr angenehm. Nicht bloß der nötigen Erholung wegen, sondern vielmehr deshalb, weil mir diese Pausen wissenschaftliche Lektüre ermöglichten, zu der ich sonst, oft weit in der Umgegend hin- und herfahrend, kaum gelangen konnte. Ich verbrachte also meine Sonntagsnachmittage

immer zu Hause; des Sommers im meinem kleinen schattigen Garten, des Winters in der traulichen, wohlgeheizten Stube.

So erfreute ich mich auch einmal — es war im Dezember und der Schnee fiel draußen in dichten Flocken — der lieben Ruhe. Ich hatte mir einen guten Jausenkaffee bereiten lassen, die lange Pfeife angebrannt und mich in den Lichtkreis der frühen Lampe gesetzt. Mir war sehr behaglich zumut und mit wahrer Wonne vertiefte ich mich in eine erst vor kurzem erschienene neue Monographie Hyrtls, die aufgeschlagen vor mir auf dem Tische lag. Die Stunden vergingen und die Zeit des Abendessens, das ich in einem nahen Gasthause einzunehmen pflegte, rückte heran. Plötzlich vernahm ich, wie ein schwerfälliger Schlitten — ich erkannte das an dem Geläut' — in die Seitengasse einbog, in der ich wohnte. Sollte das mir gelten? dachte ich unwillkürlich. Richtig: der Schlitten hielt unter meinen Fenstern. Und schon kam auch die Frau, die für meine Bedienung sorgte, die Treppe hinan und in das Zimmer geeilt. ‚Machen Sie sich nur gleich fertig, Herr Doktor! Sie müssen nach Habrovan fahren.‘

‚Nach Habrovan? Zu wem denn?‘

‚Zum Brauer. Das Kind ist schwer krank.‘

‚Gibt's denn dort eines?‘

‚Na freilich. Im August hat's die Frau geboren.‘

‚Davon wußt' ich gar nichts.‘

‚Wie hätten Sie's auch wissen sollen? Sie waren ja damals noch nicht bei uns. Übrigens hat man auch bloß die Hebamme geholt. Zum Glück ist alles gut gegangen. Denn der Brauer ließe seine Frau lieber sterben, als daß er sie so von einem Arzt —‘

Das stimmte nun freilich zu dem, was ich über den Mann schon gehört. Er stand in dem Ruf eines Sonderlings, der sein schönes Weib gleich einer Gefangenen halte. Früher in einer ansehnlichen Brünner Brauerei bedienstet, hatte er vor zwei oder drei Jahren das kleine zum Teil schon verfallene Habrovaner Bräuhaus samt einigen Grundstücken von der Gutsverwaltung

gepachtet. Das Geschäft betrieb er, so hieß es, nur lässig, und zwar mit Hilfe eines bejahrten Küfers und eines verheirateten Knechtes, die er beide mit dem fundus instructus übernommen. Im übrigen behalf er sich mit Tagelöhnern, die er jeweilig dingte.

Ich hatte mich schon daran gemacht, meine Handapotheke instand zu setzen. Nun zog ich Schneestiefel an und warf den Fahrpelz um die Schultern; den Fußsack ließ ich mir von der Frau nachtragen. So ausgerüstet, bestieg ich das höchst primitive Gefährt, dessen Kutscher, die Kapuze seiner schadhaften Halina über den Kopf gezogen, den vorgespannten Gaul antrieb, indem er ihm mit dem Leitseil auf den Rücken schlug. Die Fahrt durch das weitläufige Städtchen ging ziemlich glatt. Als wir aber ins freie Feld gelangt waren, wo uns ein scharfer Nordwest anfiel, befürchtete ich Schlimmes. Denn die Gegend ist dort flach und nach allen Seiten hin offen, daher auch die Landstraße starken Verwehungen ausgesetzt. Wirklich gab es bald genug Schwierigkeiten; das bereits von der Herfahrt ermüdete Pferd hatte an mancher Straßeneinsenkung alle Mühe, den wuchtigen und nicht einmal beschlagenen Schlitten durch die angehäuften Schneemassen zu bringen.

Endlich ging es nicht mehr vorwärts. Wir mußten an einer besonders getieften Stelle abspringen und nachschieben. Als sich das, nicht allzu weit mehr vom Ziele, wiederholen wollte, verlor ich die Geduld. Ich ließ den Pelz im Schlitten zurück und machte mich auf die Stiefel. Bei jedem Schritt fast bis an die Kniee einsinkend, erreichte ich schließlich, trotz der Bärenkälte in Schweiß gebadet, den bereits nachtschlafenden Ort und schlug den Weg nach dem Brauhause ein, das sich, ganz einsam gelegen, dunkelschwarz von der weißen Fläche abhob. Kein Licht war zu erblicken; nur ein Teil des Daches zeigte sich vom Hof aus, wo ein etwas höheres Wohnhaus aufragte, leicht beschimmert. Ich pochte an das verschlossene Tor. Ein wütendes Hundegebell erhob sich, aber es kam niemand. Endlich nahten schlurfende Tritte, der Schlüssel wurde gedreht und eine dünne,

meckernde Stimme fragte durch die Torspalte, wer draußen sei. Ich hatte Mühe, mich in meiner Eigenschaft erkennbar zu machen. Dann wurde ich eingelassen und befand mich einem hageren, greisenhaften Menschen gegenüber, der, so viel ich bei zweifelhaftem Licht wahrnehmen konnte, in einer schmutzigen Flanelljacke steckte und den Kopf mit einer Pudelmütze verwahrt hatte. Er führte mich durch den Hof, wo allerlei Braugerät wüst durcheinander lag, nach dem Wohnhause. Eine kurze Treppe hinan — und ich stand in der Schlafstube des Brauers. Als mir dieser, den ich niemals vor Augen gehabt, jetzt entgegentrat, blickte ich ihn erstaunt an. Eine Kolossalgestalt, die fast bis zur Decke reichte. Der Bauch weit vorspringend, der feiste Rücken gewölbt. Einen so dicht an den Rumpf gewachsenen Kopf hatte ich noch nicht gesehen; dem Manne schien der Hals vollständig zu fehlen. Dazu eine niedere, unter wirrem Kraushaar nahezu verschwindende Stirn, eine unförmliche Nase, wulstige Lippen — und doch war dieses Gesicht nicht eigentlich häßlich oder brutal zu nennen. Es lag vielmehr ein Zug von Weichheit und Seelengüte darin. Auch klang die Stimme des Brauers, der jetzt einige begrüßende Worte sprach, um so sanfter, als ich eigentlich das Gebrüll eines Stieres zu vernehmen erwartet hatte. Erst nachdem er beiseite getreten war, konnte ich den Stubenraum überblicken. Und da gewahrte ich bei den ehelichen Betten die Wiege mit dem Kind; davor, in ein Knie gesunken, die Mutter. Ich will sie Ihnen nicht beschreiben und sage bloß: ein wahres Madonnengesicht, das, von einem Kopftuch umrahmt, mit großen Augen angstvoll nach mir hinsah. Ich trat rasch heran und warf einen forschenden Blick auf das kleine Geschöpf, das mit geschlossenen Lidern und cyanotisch gefärbt in den Wiegekissen lag. ‚Mein Gott!‘ rief ich erschrocken aus, ‚das Kind muß ja schon längere Zeit krank sein!‘

Die Frau schwieg. Der Mann aber zuckte trotz sichtlicher Verstörtheit die Achseln und sagte: ‚Nun ja, es hat ein paar Tage gehustet.‘

Ich hatte mich schon an die nähere Untersuchung gemacht und erkannte eine hochgradige Bronchitis.

‚Gewiß hat es gehustet', sagte ich. ‚Jetzt aber hustet es nicht mehr — und schwebt zwischen Leben und Tod!'

Die Frau schluchzte auf. Er aber erwiderte, meinem vorwurfsvollen Blick ausweichend: ‚Das haben wir nicht vorausgesehen, sonst hätten wir ja schon früher —'

‚Das hätten Sie unter allen Umständen müssen!' fiel ich ein und war im Begriff, eine heftige Standrede zu halten. Aber ich verschluckte meinen Unwillen; ich wußte ja aus Erfahrung, daß man sich auf dem Lande meistens erst in zwölfter Stunde entschließt, nach dem Arzt zu schicken. Auch galt es vor allem, Hilfe zu leisten, denn die Atmung war schon aufs äußerste gehemmt, der Puls kaum mehr zu fühlen. Ich entnahm also meiner Handapotheke etwas Belebendes, das auch Wirkung tat. Das Kind schlug die Augen auf und begann leise zu wimmern. Hierauf flößte ich mit Hilfe der Mutter das kräftigste Expektorans ein, das ich in diesem Falle zu reichen vermochte.

‚So', sagte ich. ‚Das muß in einer halben Stunde wiederholt werden. Die Wirkung der ersten Dosis will ich hier noch abwarten.' Dabei sah ich mich unwillkürlich nach einem Sitz um, denn ich fühlte mich nach der zwar nicht langen, aber höchst anstrengenden Fußwanderung ganz erschöpft.

Der Brauer bemerkte es. ‚Möchten Sie sich's nicht im andern Zimmer bequem machen, Herr Doktor?' fragte er. ‚Und wenn Ihnen vielleicht ein Nachtessen gefällig wäre —'

‚Nun, das verschmäh' ich nicht. Ich bin in der Tat hungrig — und auch durstig. Aber keine Umstände, wenn ich bitten darf. Ein Trunk Bier, ein Stück Brot mit Butter oder Käse genügen mir vollständig.'

‚Ach, es ist ja Selchfleisch im Hause', nahm jetzt die Frau das Wort. ‚Auch Eier können Sie haben —'

‚Geht hinunter, Okac,' wandte sich der Brauer an den Alten, der mir das Tor geöffnet hatte und, wie ich erst jetzt be-

merkte, mit abgelegter Pudelmütze in einer Ecke des Zimmers stand. ‚Franzka soll hergeben, was da ist. Und holt einen Krug Bier aus dem Keller — vom guten Lager. Ich will den Herrn Doktor einstweilen hinüberführen.‘

‚Wo ist denn das Zimmer?‘ fragte ich, da ich keine Seitentür bemerkte.

‚Gleich da drüben — keine zwei Schritte weit. Sie können jeden Augenblick wieder hier sein.‘

Ich beugte mich noch einmal über das Kind, das eine bessere Färbung zu zeigen schien; auch hatte sich der Puls ein wenig gehoben. ‚Nun also,‘ sagte ich zur Frau, ‚verzweifeln Sie nicht. Ich werde bald wieder nachsehen. Sollten Sie sich inzwischen ängstigen, so rufen Sie mich.‘ Hierauf folgte ich ihrem Manne über das schmale Vorhaus in ein geräumiges Gemach, das durch eine Hängelampe erhellt war. ‚Dort können Sie Platz nehmen‘, sagte der Brauer, auf einen mit Leder bezogenen Diwan weisend. ‚Mein Küfer wird gleich alles heraufbringen. Und später werde ich mir erlauben, Ihnen Gesellschaft zu leisten.‘ Damit ging er und ließ mich allein.

Ich blickte umher. Es war offenbar die Prunkstube, in der ich mich befand. Wohl auch das Arbeitszimmer des Brauers. Denn in der Nähe des Fensters stand ein Pult mit Regal, auf dem Rechnungsbücher lagen. An den Wänden hingen einige Ölfarbendrucke in dürftigen Goldrahmen. Auch ein verblaßtes Daguerreotyp, den Brauer und seine Frau als Brautpaar vorstellend, war zu erblicken. Dem Diwan gegenüber gleißte ein Glasschrank mit allerlei Schaugeschirr und buntem Krimskrams, wie man ihn bei festlichen Anlässen geschenkt erhält. In einem großen Kachelofen glosteten noch Überreste der letzten Feuerung.

Ich hatte mich noch nicht lange gesetzt, als auch schon der Küfer auf Filzsohlen hereinschlurfte und den Tisch zu decken begann. Erst jetzt konnte ich ihn näher betrachten. Ein widerlicher alter Gesell mit einem Bocksgesicht, das durch einen ergrauten Spitzbart noch mehr in die Länge gezogen ward und

ganz zu der meckernden Stimme paßte, die ich am Tor vernommen. Nachdem er Speise und Trank vor mich hingestellt, fragte er, ohne mich anzusehen: ‚Soll ich Holz nachlegen?‘

‚Nun, wenn Sie wollen. Es ist nicht gerade übermäßig warm.‘

Er näherte sich dem Ofen und schob einige von den bereitliegenden trockenen Scheiten hinein, die alsbald laut aufprasselten. Dann blieb er noch eine Weile stehen und rieb die Handflächen lauernd aneinander. ‚Und wie ist's mit dem Kinde, Herr Doktor‘, fragte er plötzlich. ‚Wird es aufkommen?‘

‚Ich hoffe‘, antwortete ich kurz.

Seine Stirnhaut schnellte empor, so daß ein Büschel weißgesprenkelter Haare, das darüber stand, in Bewegung geriet. Und mit einem sonderbaren Aufhüpfen verschwand er aus dem Zimmer.

Ich nahm mir nicht Zeit, über den Kerl nachzudenken; das Rauchfleisch, das er gebracht, duftete gar zu einladend. Es mundete auch vortrefflich, weit besser als der dünne Gerstensaft, von dem ich, um meinen brennenden Durst zu löschen, fürs erste ein Glas hinuntergestürzt.

Ich war eben daran, mein rasches Mahl zu beenden, als der Brauer eintrat. ‚Wohl bekomm's, Herr Doktor! Lassen Sie sich nicht stören.‘

‚Ich bin fertig‘, entgegnete ich, den Teller von mir schiebend.

‚Dann ist Ihnen wohl eine Zigarre gefällig. Ich selbst bin zwar kein Raucher, aber da ist ein kleiner Vorrat —‘

‚Ich danke‘, sagte ich und nahm einen von den trockenen Glimmstengeln. ‚Aber ich will doch noch früher drüben nachsehen —‘

‚Wie Sie wollen. Notwendig, glaub' ich, ist es nicht. Die Frau hat ihm grade die Medizin gegeben. Sie können schon noch eine Weile mit mir sitzen bleiben. Und ich bitte Sie darum, denn ich möchte Ihnen ein Bekenntnis ablegen.‘

‚Ein Bekenntnis?‘

‚Ja, eine Beichte.‘

‚Was werde ich da vernehmen?‘ fragte ich, befremdet durch den ernsten, zitternden Ton seiner Stimme.

‚Nichts Gutes. Vor allem sollen Sie wissen, daß meine Frau schon vor zwei Tagen nach Ihnen schicken wollte. Aber ich hab' es verhindert.'

Ich legte die Zigarre, die ich mir eben anzünden wollte, beiseite. ‚Und warum haben Sie das getan?'

‚Weil ich wollte, daß das Kind stirbt.'

Ich fuhr mit halbem Leibe empor.

‚Bleiben Sie ruhig, Herr Doktor. Ich habe gesagt, daß ich eine Beichte ablegen will. Sie brauchen mich ja nicht zu absolvieren. Sie können die Anzeige machen. Dann soll mit mir geschehen, was da will. So kann ich ohnehin nicht mehr leben.'

Er saß jetzt wie gebrochen mir gegenüber; sein groteskes Gesicht hatte einen unsagbar schmerzlichen Ausdruck angenommen. Ich wurde unwillkürlich ergriffen.

‚Und warum wollten Sie, daß das Kind stirbt?' fragte ich nach einer Pause.

‚Weil ich glaube, daß es nicht meines ist.'

‚Haben Sie Grund zu dieser Annahme?'

‚Wir sind nun an die acht Jahre verheiratet — und meine Frau hatte früher nie —'

‚Das beweist gar nichts. Der Kindersegen kann sich auch spät einstellen. Ich kenne ein Ehepaar, das sich sehr jung vermählt hatte — und erst nach achtzehn Jahren — —'

‚Das ist wohl möglich. Aber das Kind konnte doch von einem andern Vater — —'

‚Allerdings. Schon dem alten Spruche nach, daß der Vater immer ungewiß ist. Zum Glück ist nicht jeder Ehemann so mißtrauisch wie Sie. Aber trotzdem! Auf das allein hin können Sie einen so schwerwiegenden Zweifel nicht hegen. Sie müssen doch noch andere Anhaltspunkte — —'

‚Die hab' ich auch. Im vorigen Spätherbst hatte ich wieder einmal gebraut. Und da trafen wie gewöhnlich zwei Aufseher von der Finanzwache hier ein. Bisher waren es

immer ältere, gesetzte Männer gewesen; diesmal war ein junger dabei, der es offenbar auf meine Frau abgesehen hatte.'

‚Hat er näher mit ihr verkehrt?'

‚Das konnte er nicht. Die Leute waren in der Brauerei untergebracht. Das Essen ließ ich ihnen im Wirtshaus reichen. Und meine Frau hab' ich nicht aus den Augen gelassen.'

‚Und dennoch glauben Sie —?'

‚Aber ich mußte mich in einer wichtigen Angelegenheit von hier wegbegeben. Ich konnte es nicht gut aufschieben, denn es handelte sich um eine gerichtliche Vorladung. Zudem sollten die Aufseher, da der Sud vollbracht war, schon am nächsten Morgen von hier abgehen. So entschloß ich mich dazu, wenn auch mit schwerem Herzen.'

‚Wie lange waren Sie fort?'

‚Kaum vierundzwanzig Stunden. Und dem Küfer hatte ich den Auftrag gegeben, meine Frau zu überwachen.'

‚Dem Küfer? Diesem Alten da?'

‚Er ist ein verläßlicher Mann und mir sehr ergeben.'

‚Und trotzdem!? Aber wie konnten Sie nur Ihrer Frau zutrauen, daß sie während Ihrer kurzen Abwesenheit — —? Hatte sie Ihnen denn schon Anlaß gegeben zu einer so schmählichen Voraussetzung?'

‚Nein — eigentlichen Anlaß nicht', erwiderte er tonlos.

‚Also bloße Vermutungen? Fühlen Sie denn nicht, wie sehr Sie dadurch Ihre Frau — und sich selbst entwürdigen?'

Er blickte vor sich hin. ‚Ja, das sag' ich mir oft selbst und mache mir schwere Vorwürfe. Doch es ist stärker als ich. Ich kann den Gedanken nicht losbringen —'

‚Das grenzt an Wahnsinn.'

‚Mag sein. Aber ich habe seit jeher die Empfindung gehabt, daß, wenn es auf sie ankäme — —. O, Sie wissen nicht, was ich gelitten. Deshalb konnt' ich auch in Brünn nicht länger bleiben, wo es so viele Leute gibt — Fabrikanten, Offiziere. Beamte, die schönen Weibern nachstellen. Ich hätte dort noch

einen Mord begangen!‘ Er ballte die Fäuste, die Adern an seinen Schläfen schwollen an; er keuchte.

Ich betrachtete ihn schweigend. ‚Sie sind eben von krankhafter Eifersucht besessen‘, sagte ich endlich.

‚Das waren auch immer i h r e Worte, wenn ich ihr vorwarf, daß sie nach diesem oder jenem hingeblickt. Und sie hatte nichts dagegen, als ich den Entschluß faßte, aufs Land zu ziehen. Ich würde dort weniger Anlaß finden, sie zu quälen, meinte sie. Und so war es auch. In der Abgeschiedenheit begann ich aufzuatmen. Ich wurde ruhiger und bat ihr oft auf den Knieen ab, was ich ihr früher in meiner beständigen Aufregung angetan. Auch sie schien sehr zufrieden zu sein. Der Obst- und Gemüsegarten, die Wiesen und Felder beschäftigten sie und machten ihr Freude. Ich fühlte mich schon so glücklich! Da kam das Kind.‘

‚Nun wieder das Kind! Dieser fixen Idee müssen Sie um jeden Preis Herr werden. Denn nach allem, was ich da vernommen, sage ich Ihnen: Sie tun Ihrer Frau schweres Unrecht. Das Kind ist das Ihre.‘

Der Ton innerster Überzeugung, mit dem ich das gesprochen, schien ihn mächtig ergriffen, schien den qualvollen Verdacht in seiner Seele überwältigt zu haben. Sein Antlitz hellte sich auf, seine Brust dehnte sich wie befreit. Doch das dauerte nur einen Augenblick. Gleich darauf fiel er wieder in sich selbst zurück. ‚Aber es hat keinen Zug von mir!‘ rief er aus.

‚Das ist wahr. Es sieht jetzt seiner Mutter ähnlich. Aber das verschlägt nichts. Die körperlichen Entwicklungsstadien eines Kindes sind immer mit Veränderungen verbunden. Die Kleine kann noch ganz nach Ihnen geraten. Jedenfalls aber dürften im Laufe der Zeit ganz untrügliche Wahrzeichen zutage treten, die Ihnen dann jeden Zweifel benehmen werden.‘

‚Und wie lange kann das dauern?‘ fragte er angstvoll.

‚Je nach Umständen. Es kann sehr bald geschehen — in Wochen, in Monaten, allerdings auch erst in einigen Jahren.‘

‚In einigen Jahren!‘ rief er verzweifelt. ‚So lange soll ich die Ungewißheit ertragen? Das ist mir nicht möglich!‘

‚Aber was wollen Sie denn tun?‘

Er ließ das Haupt sinken. ‚Das weiß ich nicht‘, versetzte er dumpf.

In diesem Augenblick steckte der Küfer den Kopf zur Tür herein, um mich zu rufen. Das Kind habe einen plötzlichen Hustenanfall bekommen. Ich eilte, von dem Brauer gefolgt, hinüber.

Der Anfall war ein konvulsivisch heftiger, aber er zeigte sich auch von der erhofften Wirkung des Medikaments begleitet; es erfolgte eine Lösung, die reichlich vor sich ging. Ich konnte daher die Hauptgefahr als gehoben betrachten und an den Heimweg denken; denn es war schon spät und am Morgen harrten meiner die Kranken im Städtchen. Ich fragte nach dem Schlitten. Der sei vor einer Stunde heimgekehrt, hieß es. Der Brauer befahl, ein frisches Pferd vorzuspannen. Bis dies geschehen war, beschäftigte ich mich noch mit dem Kinde. Beim Fortgehen sagte ich zur Mutter: ‚Haben Sie keine Sorge mehr, es wird gesund werden. Von der Medizin geben Sie ihm jetzt jede Stunde einen kleinen Löffel voll. Morgen vormittag komme ich mit eigener Gelegenheit wieder, um nachzusehen. Auch bei I h n e n,‘ wandte ich mich an den Brauer, ‚denn Sie brauchen gleichfalls einen Arzt.‘ Ich betonte die letzten Worte sehr nachdrücklich, der Frau wegen, die als schweigende Dulderin, die sie zu sein schien, mein Mitleid erregte.

Der Schlitten war bereit, und der Brauer begleitete mich vors Tor. ‚Also auf morgen! Da sprechen wir weiter‘, sagte ich bedeutungsvoll.

Er erwiderte nichts und grüßte nur mit dankender Gebärde zum Abschied.

Zu schneien hatte es aufgehört. Der Mond war aus den Wolken getreten und warf blendenden Schimmer auf die weiße Fläche. Das Pferd zog kräftig an, und so ging die Rückfahrt

besser vonstatten. Gleichwohl schlug die Turmuhr des Städtchens bei meiner Ankunft die zweite Stunde nach Mitternacht.

Als ich am nächsten Vormittag in Habrovan erschien, fand ich das Kind in entsprechend besserem Zustande, den Brauer aber als Leiche. Er hatte sich im Gebälk des Malzbodens erhängt.

III.

„Die Geschichte ist nicht zu Ende", sagte ich, da der Doktor eine Pause eintreten ließ.

„Gewiß nicht; es würde ja sonst die Pointe fehlen. Also hören Sie nur weiter.

Ich gestehe, daß mich der Selbstmord des Brauers zwar überrascht, aber nicht besonders befremdet oder erschüttert hatte. Der Mann war jedenfalls psychopathisch veranlagt, wie sich denn bei der Sektion die Gehirnhäute ungemein verdickt und stellenweise mit der Schädeldecke verwachsen zeigten. Welche Martern wären ihm, welche Martern der Frau und nun gar dem Kinde noch bevorgestanden, wenn dieses nicht bald genug deutliche Merkmale seiner rechtmäßigen Abstammung würde zur Schau getragen haben. Ich hielt also das Ereignis weit eher für einen Glücks- als für einen Trauerfall und verwunderte mich gar nicht, daß die Witwe keinen sonderlichen Schmerz an den Tag legte, sondern sich mehr mit der Sorge zu beschäftigen schien, wie sich nunmehr die Verhältnisse für sie gestalten würden. Es zeigte sich, daß der Brauer einiges Vermögen hinterlassen hatte, das natürlich dem Kinde und somit auch fürs erste ihr zufiel. Da sie nun vollständige Freiheit der Bewegung besaß, kündigte sie den Pachtvertrag und siedelte nach Wischau über. Dort lebten nähere Anverwandte von ihr, die sie jedoch niemals hatte besuchen dürfen, wie auch ihr selbst jeder Empfang verwehrt gewesen. Nach beendetem Trauerjahr verheiratete sie sich mit einem dortigen Gastwirt. Von ihren späteren

Schicksalen aber hatte ich um so weniger etwas erfahren, als nicht lange darauf meine Berufung als Werksarzt hierher erfolgte.

Da geschah es nach Ablauf von vollen zwanzig Jahren, daß ich mich für kurze Zeit nach Wien begeben mußte. Ich nahm Absteigequartier in der Weintraube, einem kleinen, aber vielbesuchten Hotel auf der Wieden, das meinen Verhältnissen angemessen und überdies für meine Zwecke sehr bequem gelegen war. Tagsüber von Geschäften in Anspruch genommen, besuchte ich abends öffentliche Vergnügungsorte, vor allem die Theater, und nahm dann das Nachtmahl im Hotel ein, in dessen Speiselokalitäten auch zahlreiche auswärtige Gäste erschienen. In einem kleineren Zimmer, wo ich gewöhnlich Platz nahm, befand sich ein sogenannter Stammtisch, an dem eine Gesellschaft älterer Herren zu erblicken war. Dem Aussehen nach Beamte und Geschäftsleute aus der Umgegend. In diesem ziemlich lauten Kreise fiel ein Mann in Uniform besonders auf. Es war ein Finanzwache-Kommissär, der sich sehr selbstgefällig auf den Offizier hinausspielte. Wie eitel er sein mußte, erkannte man sofort an der Geschniegeltheit seines Äußeren und an der Art, wie er mit seiner gepflegten, am kleinen Finger stark beringten Hand den Schnurrbart zwirbelte. Er führte stets das laute Wort und schien überhaupt das unterhaltende Element der Gesellschaft zu sein. Die Tischgespräche drehten sich wohl auch um politische und andere Tagesereignisse, lenkten aber, wie dies im Kreise alternder Männer nicht selten der Fall zu sein pflegt, sehr bald in ein nicht allzu lauteres Fahrwasser ein, auf welchem der Herr Finanzwache-Kommissär besonders gerne segelte. Trotz einer sehr in die Augen fallenden Glatze schien er noch immer auf Abenteuer aus zu sein. Jedenfalls hatte er zahlreiche hinter sich und gab sie auch, mehr oder minder verschleiert, dem aufmerksamen Auditorium mit sichtlicher Vorliebe zum besten.

Am Abend vor meiner Abreise war ich sehr spät erschienen. Alle Gäste hatten sich schon entfernt, nur die Tischgesellschaft fand ich noch fröhlich beisammen. Ich saß nun ganz allein in

einer Ecke und konnte, da man sich drüben nicht den geringsten Zwang auferlegte, jedes Wort der Unterhaltung vernehmen, bei welcher sich die hohe Stimmlage de Herrn Kommissärs wieder so recht geltend machte.

‚Glauben Sie mir, meine Herren,‘ hörte ich ihn sagen, ‚wir haben eine viel zu ideale Vorstellung von dem Wesen der Frauen, vor allem aber von der sogenannten weiblichen Tugend. Ich kann Sie nur versichern, daß es mit dieser nicht viel besser bestellt ist, als mit der männlichen — ja in vielen Fällen noch weit schlimmer, so daß man gar keine Ahnung davon hat, was in dieser Hinsicht einer Frau alles zuzutrauen ist. Ich könnte Ihnen da ein Erlebnis aus meinen jungen Jahren erzählen, das Ihnen ganz unglaublich erscheinen wird — und doch beruht es buchstäblich auf Wahrheit.‘

Da er nun selbstverständlich dringend aufgefordert wurde, fuhr er fort:

‚Es war zu Anfang der sechziger Jahre. Ich hatte mich schon längere Zeit hindurch in einer sehr fatalen Lage befunden. Ich war nämlich, wie ich heute mit einiger Beschämung gestehen muß, kein sehr fleißiger Student gewesen, war bei der Matura durchgefallen und, nachdem ich mich in verschiedenen Berufszweigen ohne besondere Vorliebe versucht hatte, trat ich endlich zu Brünn, das, wie Sie wissen, meine Vaterstadt ist, in die Finanzwache, wo sich mir, da ich doch immerhin Kenntnisse genug besaß, Aussichten zu eröffnen schienen. Gleich bei meiner Aufnahme wurde ich zu einer Abteilung versetzt, die auf dem platten Lande detachiert war. Mein erster Dienst bestand darin, einen alten, griesgrämigen Aufseher nach einem kleinen Dorfe zu begleiten, wo sich ein Bräuhaus befand. Eine miserable, baufällige Kaluppe, deren ganzer Betrieb sich auf ein paar lumpige Pfannen belief. Es war gar nicht der Mühe wert, hinzugehen; man hätte dem Brauer ruhig freie Hand lassen können. Den aber hätten Sie sehen sollen, meine Herren! Ein wahres Monstrum, sage ich ihnen, das man in einer Jahr-

marktsbude hätte ausstellen können; sein Wanst mochte allein einen halben Zentner gewogen haben. Und dieser unförmliche Talgriese, schon in den Vierzigern, hatte ein junges, schlankes Weib, das an Schönheit seinesgleichen suchte. Eine Blondine mit großen blauen Augen, die unter langen Wimpern hervorschmachteten. Ich hatte schon damals einen scharfen Blick für alles Weibliche und was damit zusammenhängt, erkannte daher sofort, daß sie in wenig glücklicher Ehe lebe. Da kann geholfen werden, dachte ich, und suchte gleich meine Netze für diese holde Turteltaube aufzurichten. Aber ich hatte die Rechnung ohne das Mastodon gemacht, an das sie gekettet war. Der Brauer war nämlich eifersüchtig wie ein Türke und hielt seine Frau hinter Schloß und Riegel. Man konnte sie nur jeweilig am Fenster wahrnehmen. Obgleich ich nun merkte, daß sie sich gerne sehen ließ, so zog sie sich doch, wenn ich mit Blicken oder Zeichen nach einer Anknüpfung suchte, gleich wieder zurück, sie wußte sich offenbar beobachtet. Denn da war auch ein Küfer, der aussah wie ein alter Ziegenbock und, wahrscheinlich im Auftrage, stets um das Wohnhaus herumschlich, wenn sich der Brauer nicht drinnen befand. So war denn der Liebe Müh' umsonst. Aber gerade dadurch wurde meine Sehnsucht nach dem reizenden Weibe jeden Tag stärker. Ich fühlte mich schon ganz elend, Essen und Trinken mundete mir nicht, und nachts wälzte ich mich schlaflos hin und her, während mein Kollege, der auf das schlechte Bier, das er sich weidlich schmecken ließ, immer noch einige Schnäpse auffetzte, wie eine Sägemühle schnarchte.

Da geschah es gerade in der Zeit, da das Gebräu schon eingelagert war, und wir am nächsten Tage bei unserer Abteilung einrücken sollten, daß der Brauer irgend eine Berufung erhielt, die ihn zwang, eine Nacht fern zu bleiben. Als ich das vernahm, war auch sofort mein Plan gefaßt. Das Wohnhaus grenzte dicht an einen ausgedehnten Garten. Vor einem Seitenfenster der ehelichen Schlafstube, die ich schon ausgekundschaftet hatte, ragte ein ziemlich hoher Birnbaum auf.

Diesen Baum wollte ich bei einbrechender Nacht besteigen. Denn ich war überzeugt, daß sich, sobald ich mich irgendwie würde bemerkbar gemacht haben, das Fenster öffnen werde — und dann konnte ich, gewandt wie ich damals war, mit einem kühnen Schwunge oder Sprunge in das Zimmer gelangen.

Es war eine rauhe Spätherbstnacht und insofern dem Unternehmen günstig, als vollständige Dunkelheit herrschte. Aber gerade diese Dunkelheit erschwerte es mir auch, mich in der Krone des Baumes erkennbar zu machen; zudem sauste ein scharfer Nordwind und drohte jedes leisere Geräusch, mit dem ich mich allenfalls ankündigen konnte, zu verschlingen. Dennoch erkletterte ich, als mir die richtige Zeit gekommen schien, und ich das Fenster erleuchtet sah, den Baum. Hinter den Scheiben befand sich ein Vorhang, der aber nicht vollständig schloß; die Stelle, die er frei ließ, war groß genug, um mir Einblick zu gewähren. Was ich nun vor Augen hatte, entzieht sich der näheren Schilderung, meine Herren. Das schöne Weib, dessen blondes Haar, vom gewohnten Kopftuch befreit, in losen Flechten herabfiel, war eben daran, sich langsam zu entkleiden. In regungsloser Spannung stand ich zwischen den Ästen, mein Herz jedoch pochte wie ein Hammerwerk. Nun galt es aber, mich bemerklich machen, doch wie? Alles Lärmende, das möglicherweise erschrecken konnte, mußte vermieden werden. Ich brach also einen längeren dürren Zweig, um damit sacht, aber vernehmlich in kleinen Zwischenpausen an die Scheiben zu tippen. In diesem Augenblicke öffnete sich im Zimmer die Tür — und der Alte mit dem Bocksgesicht kam hereingehüpft. Und, ohne die Mütze abzunehmen, gerade auf die Frau los, die halb entblößt dastand, um sie — es war wie ein Blendwerk der Hölle — zu umarmen und zu küssen. Sie machte zwar eine Armbewegung, um ihn abzuwehren, aber sie ließ sich doch von ihm weiter seitwärts ins Zimmer hineindrängen, so daß ich jetzt nichts mehr sah, als undeutliche Schatten an der Wand....

Meine Situation können Sie sich vorstellen, meine Herren!

Ich war außer mir vor Wut und wollte schon das Fenster einschlagen, um mit Gewalt ins Zimmer zu dringen; aber ich hielt an mich, denn ich fühlte mich auch vor mir selbst beschämt, und glitt lautlos auf den Boden hinab. Dort raffte ich eine Hand voll Sand zu einem kräftigen Wurf nach den Scheiben auf; denn ihren Schrecken sollten die Sünder doch haben.

Schlafen konnte ich begreiflicherweise nicht und wälzte noch allerlei unsinnige Entschlüsse im Kopf herum, die ich am Morgen wieder fallen ließ. Als uns aber beim Abzuge der Küfer mit sichtlich verstörter Fratze gerade noch in den Wurf kam, versetzte ich ihm einen Rippenstoß, daß er an die Wand taumelte, und raunte ihm zu: ‚ich weiß alles, du alter Schurke!‘

Nun wird das Pärchen doch in beständiger Angst leben, dachte ich, und später wandelte mich auch noch die Lust an, dem Brauer irgend eine anonyme Mitteilung zukommen zu lassen. Aber ich tat es nicht und fand schließlich eine gewisse Befriedigung bei dem Gedanken, daß der ausbündige Großtürke von seinem Eunuchen — obwohl diese Bezeichnung im eigentlichen Sinne hier nicht zutraf — gehörnt werde.‘"

* * *

„Also der Brauer hatte doch recht mit dem Kinde", sagte ich, als der Doktor schwieg.

„Nein, er hatte nicht recht. Und das ist ja das punctum saliens der Geschichte. Das Kind war wirklich das seine. Darüber habe ich im vorigen Jahre vollständige Gewißheit erlangt."

Ich blickte ihn verwundert an.

„Sehen Sie, ich bin ein großer Obstfreund. In unserer Gegend gedeiht nicht viel Gutes, und so pflege ich meine Einkäufe gelegentlich auf dem Brünner Markte zu machen. Das geschah auch einmal im verflossenen Sommer, gerade zur Zeit der Melonen, von denen ich ein besonderer Liebhaber bin. Wie ich mich nun auf dem weiten, herrlich von Blumen und Früchten durchdufteten Platz umsehe, gewahre ich eine Händ-

lerin, deren Äußeres eine solche Ähnlichkeit mit dem des Brauers hat, daß ich glaube, er sitze, beiläufig um ein Drittel verkleinert, in Weiberkleidern da. Ich gehe auf die Händlerin zu, die sich in der Nähe weit jünger ausnimmt als vom weiten, und frage: ‚Na, Frauchen, haben Sie schöne Melonen?‘

‚Freilich‘, erwiderte sie mit gequetschter, gleichsam in Fett erstickender Stimme. ‚Sie sehen sie ja. Sind aus Wischau.‘

‚Aus Wischau? Sie beziehen sie also von dort?‘

‚Wir ziehen sie selbst. Mein Mann ist Handelsgärtner, und um die Zwischenhändler zu ersparen, hab' ich mir die Erlaubnis verschafft, viermal die Woche hier meinen Stand aufzuschlagen.‘

Sie war offenbar eine gute Seele, die sich mit den Käufern gern in ein Gespräch einließ. ‚Haben Sie Kinder?‘ fuhr ich fort.

‚Natürlich. Drei Stück.‘

‚Und was machen denn die, wenn Sie so oft vom Hause weg sind?‘

‚Auf die Kinder gibt die Mutter acht. Sie hat ein Wirtsgeschäft.‘

‚Und führt sie das allein?‘

‚Mit ihrem zweiten Mann. Von dem hat sie aber keine Kinder.‘

‚Sie sind also aus erster Ehe?‘

Das fortgesetzte Verhör schien sie nun doch schon zu befremden. ‚Freilich‘, versetzte sie etwas barsch. ‚Warum fragen Sie denn?‘

‚Weil ich glaube, daß ich Ihren Vater gekannt habe. War der nicht ein Brauer?‘

‚Ja, in Habrovan. Und dort bin ich auch geboren. Aber kaufen Sie Melonen?‘“

Außer Dienst.

Vorwort des Herausgebers.

„Außer Dienst“ hat unter den späteren Novellen Saars wohl die merkwürdigsten Schicksale durchgemacht. Gerade das, was wir unten lesen, war anfangs in ihr gar nicht enthalten. Der älteste Entwurf führt zuerst den Titel „Junge Herzen“, den Saar aus der ersten Fassung des „Exzellenzherrn“ (Band VIII, Seite 43) wieder aufgegriffen, gleich darauf aber mit dem Namen der Heldin „Fanuschka“ vertauscht hat. Dieser Entwurf, dessen Eingang später für den „Hellenen“ verwendet wurde, enthält nur den I. Abschnitt, den Rahmen. Er erzählt von einer Tischgesellschaft in einem bescheidenen Wiener Vorstadtgasthause, in dem ein neu eintretendes Paar die Aufmerksamkeit der Tafelrunde erregt. Es ist ein reicher Fabrikantensohn, der eine Balletteuse gegen den Willen seines Vaters geheiratet und freiwillig auf sein Erbteil verzichtet hat. Diese Geschichte macht auf einen Hauptmann, der einstmals den Mut der Liebe nicht besessen hat, den tiefsten Eindruck und er vertraut dem ihn begleitenden Dichter in einem Kaffeehaus unter den Tönen der Nachtigall, dem Nachtgesang der Liebe, sein Erlebnis an, das der Dichter im folgenden aus der Erinnerung niederschreiben wollte. . . . Diesen Rahmen hat Saar aber später durch den weniger konventionellen ersetzt, den wir in der zweiten Handschrift finden. Diese zweite Niederschrift, die Saar „Deocum Blansko. 26. Jänner 1902“ begann, und die wieder den Titel „Fanuschka“ trägt, zeigt uns, daß die Novelle auf einen viel größeren Umfang angelegt war. Sie ist hier in vier Abschnitte gegliedert, von denen nur der erste (bis Seite 122, Zeile 1 unserer Ausgabe) mit dem endgültigen Text zusammenstimmt, während alles Folgende viel weitläufiger aus-

geführt ist. Im Abschnitt II beginnt der pensionierte Oberleutnant seine Erzählung von Fanuschka: er hat sie im Hause eines Kollegen, des Oberleutnants Müller, kennen gelernt. Dieser, ein Geck, Gourmand und heimlicher Wucherer, hat sie zu einem Souper en trois bestellt und den Helden hinzugezogen. Vor den Zudringlichkeiten und dreisten Zumutungen Müllers rückt das Mädchen immer mehr zu dem Helden hinüber, so daß der Wirt ihr endlich eine Banknote hinwirft und sie aus dem Hause weist. Auf dem Heimwege finden sich die beiden und sie sinkt ihm laut aufschluchzend an die Brust. Der folgende Abschnitt (III) erzählt, wie dem Helden aus dem intimen Verkehr mit dem anrüchigen Mädchen, die sich aber doch ihre innerliche Reinheit bewahrt hat, Schulden und bei den Vorgesetzten Schwierigkeiten erwachsen, so daß er endlich den zufällig eintreffenden Marschbefehl als die glücklichste Lösung des unhaltbaren Verhältnisses empfinden muß und der Meinung ist, Fanuschka würde ihn bald vergessen haben. Zu Anfang des IV. Abschnittes finden wir ihn in Wien, wo auch er selber durch das Wiedersehen mit der Mutter und durch die Zerstreuungen der Großstadt die Geliebte schon vergessen hat —, als diese plötzlich bei ihm erscheint. Hier ist der Dichter, wie die doppelte Fassung zeigt, über die Fortsetzung ins Schwanken geraten. Zuerst wollte er Fanuschka eben erscheinen lassen, als die in Iglau hinterlassenen Schulden für den Helden drückend werden; später ließ er ihn in froher und angenehmer Stimmung sich für eine Abendgesellschaft umkleiden, wo seiner ein interessanter Flirt wartete. So verschieden aber auch die drohenden Konflikte angedeutet sind, die Szene des Wiedersehens (eine der schönsten, die Saar jemals geschildert hat) ist in beiden Fassungen gleich. „Wie kommst du hierher?" fragt der ernüchterte Liebhaber. „Hast du mich denn nicht erwartet?" sagt sie mit einem unbeschreiblichen Blick und will die Arme aus dem alten grauen Tuch wickeln, um ihn zu umfangen. Und als er unwillkürlich eine abwehrende Bewegung macht: „Wie hätte ich dich erwarten sollen?", da erwidert sie tonlos: „Du hast mich nicht erwartet!" Hier bricht das Fragment mitten in der Erzählung, an ihrem schönsten Punkte, ab. Den Dichter mochte wohl auch die große Ähnlichkeit mit Ginevra in den Motiven, wenn auch nicht in den Charakteren, bestimmt haben, diese Entwicklung der Novelle fallen zu lassen.

In den gedruckten Fassungen ist die Novelle, wie man sieht, zu einer bloßen Skizze zusammengeschrumpft. Nur den Anfang hat

der Dichter wörtlich benutzt und für die verlorene Reinschrift, die dem ersten Druck zugrunde liegt, vielleicht auch einige Blätter der ersten Niederschrift verwenden können, die im Nachlasse fehlen. Der erste Abdruck ist in dem „Österreichischen Novellenbuch", herausgegeben von Max Morold (Wien und Leipzig 1904, Seite 1—21) erfolgt. Er ist von „Blansko, April 1902" datiert und enthält den später gestrichenen Schlußsatz: „wenn mir die Kunst nicht schirmend zur Seite gestanden wäre." Für die zweite Auflage der Camera obscura (1904, Seite 157—176) hat der Dichter den Text einer Durchsicht unterzogen. Ungefähr gleichzeitig ist die Novelle auch in dem „Deutschen Skizzenbuch" (Münchs Hausschatz, Band II, S. 40—49, Charlottenburg [1904]) erschienen, dessen Lesarten meistens mit der Camera obscura, mitunter aber auch noch mit dem „Österreichischen Novellenbuch" übereinstimmen. Seinem Zweck gemäß, die Kolportageromane in den unteren Volksschichten durch eine edlere Lektüre zu verdrängen, hat sich der Herausgeber dieser Sammlung einige Änderungen gestattet: sittlich Anstößiges ist getilgt, die Fremdwörter sind durch deutsche Ausdrücke ersetzt, und das Treffen (Seite 119 unserer Ausgabe) findet bei „Oeversee" statt.

An einem klaren, aber kalten Maitage, dessen scharfe Luft mich sehr eindringlich an Heines Wort vom „grün angestrichenen Winter" erinnerte, langte ich in einer elenden Postkutsche bei dem Städtchen an. Ich will es nicht nennen, um diese Zwischenstation mit ihrer landschaftlichen Umgebung nicht in Verruf zu bringen, desto freimütiger jedoch kann ich mich darüber äußern. Ich hatte bisher die Überzeugung gehegt und oft ausgesprochen, daß es eine eigentlich häßliche Gegend nicht gebe, daß die Natur nie und nirgend unschön sein könne. Denn um ihren Zauber voll zu empfinden, brauche ich nicht etwa den Golf von Neapel oder irgend eine großartige Alpenlandschaft: mir genügt ein Stückchen Flur oder Feld, von ein paar Bäumen bestanden, oder ein schütteres Kiefernwäldchen auf einem sandigen Hügel; selbst vereinsamt klaffende Bodenrisse, in denen sich allerlei Gestrüpp und Unkraut angewuchert hat, können mich durch ihren malerischen Reiz in Stimmung versetzen. Nun: Flur und Feld mit vereinzelten Bäumen darauf, eine erhöhte schüttere Waldung und weithin klaffende Bodenrisse gab es auch hier. Aber es war alles so wie durcheinander geworfen am unrechten Fleck angebracht; das Auge konnte keine Linie verfolgen und suchte umsonst nach einem Ruhepunkte. Das fahle Grün der Vegetation verschmolz gleichsam mit dem bräunlichen Grau des Bodens, eine Mischung, die sich wie Schmutz ausnahm. Diesen Farbenton wies auch das Städtchen auf. Mit seinem halb in sich zusammengesunkenen Kirchturm und den windschiefen Dächern lag es wie ein Haufen Elend und Verkommenheit da, und zwei

angerußte Fabriksgebäude in nächster Nähe machten das Bild nicht lieblicher. Ich empfand also auch nicht die geringste Lust, während des kurzen Aufenthaltes, der mir hier bevorstand, die Gassen und den mutmaßlichen Hauptplatz in Augenschein zu nehmen, sondern zog es vor, im Gasthause zum „Posthorn" zu bleiben, das gleich am Eingange des Städtchens lag, und wo nunmehr die Pferde, der Kutscher und auch meine Wenigkeit abgefüttert werden sollten. Was mich betraf, so verspürte ich bereits große Eßlust. Denn nach einer nächtlichen Eisenbahnfahrt hatte ich nichts anderes zu mir genommen, als ein Glas jenes berüchtigten Milchkaffees, der an Bahnhöfen verabreicht wird. Aber das Aussehen des „Posthorns", sowie seine ganzen inneren Einrichtungen ließen keine sehr leckere Mahlzeit erwarten. Dagegen hatte das kleine Herrenzimmer neben der allgemeinen Gaststube etwas den Appetit Niederschlagendes. Es war offenbar seit längerem nicht gelüftet worden und roch nach Feuchtigkeit und altem Tabakqualm. Aber was war zu tun? Resigniert setzte ich mich an einen der wenigen Tische und ließ mir meinen Mittag auftragen. Während ich noch die wässerige, mit ockergelben Fettaugen überdeckte Suppe löffelte, trat ein Mann herein, der mich mißmutig von der Seite betrachtete und sich schwerfällig an einem anderen Tische niederließ. Er schien hier Stammgast zu sein, denn hinter ihm erschien sofort die Aufwärterin und stellte mit barscher Vertraulichkeit die Suppenschale vor ihn hin.

Er saß mir schräg gegenüber, und das Zimmer war so schmal, daß wir einander sehr deutlich ins Auge fassen konnten. So erkannte ich auch jetzt in ihm einen Regimentskameraden aus meiner Militärzeit. Verändert hatte er sich allerdings in hohem Maße. Früher schlank und zierlich gewachsen, war er jetzt zu unförmlicher Leibesfülle gediehen, die ihm um so übler ließ, als seine ursprünglich schönen und feinen Gesichtszüge gleichsam im Fett zerflossen waren. Dazu noch vor der Zeit gelichtetes, schon leicht ergrautes Haar und vernachlässigte Klei-

dung, die aus einer Lodenjoppe, ziemlich abgetragenen Beinkleidern und hohen Stiefeln bestand.

Ich hatte das Gefühl, daß auch er mich erkannt habe; da aber keiner den Anfang zu einer Kundgebung machen wollte, so verzehrten wir beide schweigend unser kärgliches Mahl. Endlich, nachdem die Teller abgeräumt waren, fragte er mit einer Art Verdrossenheit zu mir herüber: „Bist du's, oder bist du's nicht?"

„Ich werd' es wohl sein", erwiderte ich. „Und du bist es wohl auch."

„Freilich bin ich's", sagte er und blickte mich dabei wie herausfordernd an. „Aber du bist mit dem Postwagen gekommen und fährst weiter nach B . . .?"

„Nicht nach B . . ., nur nach K . . ."

„Aha, nach K . . .! Gewiß zu der dortigen Herrschaft, die dich geladen hat? Du bist ja, wie ich zufällig in der Zeitung gelesen habe, ein berühmter Mann geworden." Um seine schlaffen Mundwinkel zuckte es wie verbissener, mit Hohn vermischter Ärger.

Derlei halbe Ausfälle schon gewohnt, ließ ich diese Äußerung unbeachtet. „Nein," sagte ich, „ich bin nicht bei der Herrschaft geladen; ich kenne sie gar nicht. Ich besuche nur einen Freund, der in K . . . ein kleines Anwesen hat; dort will ich den Sommer zubringen. Aber wie kommst du hierher?"

„Wie ich hierher komme? Ich lebe hier in Pension."

„In diesem Nest?"

„Wo soll ich denn leben? Etwa in Wien — damit ich dort verhungere?"

„Nun, es gibt noch andere Orte —"

„Keinen gibt's, wo man mit einer Oberleutnantspension auskommen könnte. Es wäre denn irgend ein ganz weltverschlagenes Dorf. Und dahin könnte ich mich auch nicht ziehen, weil ich doch in einem gewissen Kontakt mit den Militärbehörden bleiben muß. Also eine Stadt taugt für mich nicht — und alle größeren Ortschaften auf dem Lande haben längst an-

gefangen, sich zu modernisieren und in Sommerfrischen oder Luftkurorte umzuwandeln. Davon ist hier keine Rede."

„Das glaub' ich", sagte ich. „Die Gegend ist nicht danach angetan."

„Zum Glück nicht. Denn siehst du, gerade diese Gegend ist mir ans Herz gewachsen. In ihr fühl' ich mich wohl — soweit ich mich überhaupt wohl fühlen kann."

„Aber wie ist es eigentlich mit dir?" fragte ich zögernd. „Warum bist du denn in Pension gegangen?"

„Gegangen!" hohnlachte er. „Gegangen! Aber freilich, du bist ja schon viel früher weg, und da kannst du nichts wissen. So will ich dir's kurz auseinandersetzen. Bekannt ist dir, wie aufsässig mir unser Oberst seit jeher gewesen. Warum, weiß ich eigentlich selbst nicht."

„Nun, Anlaß hast du ihm hin und wieder schon gegeben."

„Was für Anlaß?" erwiderte er giftig. „Im Dienst hab' ich immer meinen Mann gestellt, das wirst du mir nicht bestreiten können. Nur die Gage hat bei mir nie gelangt. Und da hab' ich Schulden gemacht. Aber das war so ziemlich allgemein. Bist du vielleicht mit den dreiunddreißig Gulden ausgekommen?"

„Allerdings nicht."

„Na also! Und der Conte Smechia — und der Desy — und wie sonst die Günstlinge des Trentusch hießen, die verspielten Hunderte im Macao und wurden von dem Prager Juden auf Wechsel geklagt, ohne daß es ihnen bei dem gestrengen Herrn geschadet hätte. Aber weil ich bei dem Gastwirt in der Nähe der Kaserne mit dem Kostgeld in Rückstand geblieben war — und den Schuster und die Waschfrau nicht bezahlen konnte, drohte er mir mit Entlassung. Ich war eben ein armer Teufel, der sich nicht zu helfen wußte. Von Hause bekam ich gar nichts. Denn meine arme Mutter lebte selbst nur sehr kümmerlich von einem kleinen Witwengehalt. Das allein hat mich in seinen Augen schon herabgesetzt, denn er wollte nur vermögende Offi-

ziere im Regiment — oder Komißknöpfe, die die Kunst verstanden, von Wasser und Brot zu leben. Wie oft er mich bei der Beförderung zum Oberleutnant übergangen hat, wird dir doch wohl noch in Erinnerung sein. Auch daß ich während des Feldzuges im Jahre 59 zum Depotbataillon versetzt worden bin, nur damit ich nicht etwa Gelegenheit fände, mich auf dem Schlachtfelde auszuzeichnen. Als der Friede geschlossen war, konnt' ich wieder einrücken. Du hast damals quittiert, ich aber mußte als Leutnant weiter dienen, während einige meiner Rangsgenossen schon Hauptleute waren. Was ich dabei litt, kannst du dir denken. Aber was hätte ich anfangen sollen? Zum Glück kam ich nach einiger Zeit in ein anderes Regiment. Zu Nr. 80. Dort unter Fremden war die Sache erträglicher. Auch traf ich auf einen wohlwollenden Oberst, der Anteil an meinem Geschick nahm. Aber was half's? Befördern konnte er mich doch nicht; es gab ja jetzt Überzählige genug. Erst im Jahre 64, als wir in Schleswig-Holstein für die Preußen die Kastanien aus dem Feuer holten, und das Regiment dorthin abzog, eröffneten sich Aussichten. Aber gleich im ersten Treffen bei Oberselk bekam ich zwei dänische Kugeln in den Leib. Die eine da ins linke Bein, die andere in die rechte Seite zwischen die Rippen. Und die hab' ich noch in mir."

„Die hast du noch?"

„Freilich hab' ich sie. Sie konnte nicht aufgefunden werden. Da war an kein Weiterdienen zu denken. Schon des Hinkebeins wegen, das mir geblieben ist. Und so bin ich denn noch glücklich als Oberleutnant pensioniert worden."

„Und die Kugel macht dir keine Beschwerden?"

„Nicht sonderlich. Sie wandert so in mir herum. Einmal spür' ich sie da, einmal dort. Und dann stellen sich auch Beklemmungen und Atemnot ein."

„Aber da würde ich mich doch gründlich untersuchen lassen."

„Was nützt alle Untersuchung! Ich kann mir doch den Leib nicht zerschneiden lassen."

Ich schwieg, denn Röntgens Entdeckung war noch nicht gemacht.

„Die Ärzte haben mir damals gesagt," fuhr er fort, „daß die Sache solange nichts auf sich habe, bis sich die vermaledeite Bohne an irgend ein edles Organ macht. Dann freilich könne es sehr arg werden. Na, und das wart' ich ab."

„Das ist sehr traurig", sagte ich nach einer Pause.

„Lustig ist's nicht. Aber ich habe mich nachgerade an diesen Zustand gewöhnt und bin schließlich froh, daß ich mein verpfuschtes Dasein in Ruh' und Frieden ausknirschen kann."

„Hättest du nicht doch trachten können, irgend eine Beschäftigung zu finden —"

„Beschäftigung?" erwiderte er, den Kopf zurückwerfend. „Etwa als Schreiber bei einem jüdischen Advokaten? Oder so was. Dafür dank' ich ergebenst. Ich ziehe es vor, unabhängig zu leben. Und dazu ist dieser Ort, an den ich durch einen Zufall geraten bin, wie geschaffen."

„Aber bringt dich hier nicht die Langeweile um? Was tust du denn den ganzen Tag?"

„Mein Lieber, darauf kann ich dir mit der alten Anekdote aus den Fliegenden Blättern antworten. Ein Professor fragt einen Ziegenhirten auf freiem Felde, woran er den ganzen Tag denke? Ich bin nicht so dumm, versetzte der Ziegenhirt, daß ich an etwas denken müßte. Und siehst du: ich bin nicht so dumm, daß ich etwas tun müßte. Ich habe mir meinen Tag eingeteilt, und da vergeht er mir sehr rasch."

„Da wär' ich doch neugierig."

„Wirst es gleich hören. Des Morgens — allzu zeitig erwache ich nicht — nehm' ich den Kaffee im Bett und rauche meine Pfeife dazu, denn Zigarren trägt es mir nicht. Dann kleid' ich mich langsam an und mache trotz meiner Schwerfälligkeit einen ausgiebigen Rundgang um das Städtl. Immer denselben Weg, nur daß ich ihn zur Abwechslung einmal von rechts, einmal von links beginne. Dabei freue ich mich, daß

ich stets auf die bekannten Gegenstände treffe. Aha, denk' ich mir, da steht der alte Birnbaum, den die Raupen jeden Sommer kahl fressen. Und jetzt komm' ich bald an den breiten Graben, den ich nur mit Mühe übersetzen kann. Und dort seh' ich schon die verfallene Hütte, vor der die zerlumpten Kinder lungern und mich anbetteln. Zuweilen schenk' ich ihnen auch einen Kreuzer. Na, und so vergeht die Zeit bis Mittag. Da verzehr' ich, wie du gesehen hast, meinen Schlangenfraß. Er könnte noch schlechter sein, denn der Wirt hat mich gegen Überlassung von zwei Dritteln meiner Pension in Wohnung und Verpflegung genommen. Ob er etwas dabei verdient, weiß ich nicht; jedenfalls läßt er mich merken, daß er mir eine Gnade erweist. Nach Tisch rauche ich auf meinem Zimmer wieder meine Pfeife. Dabei fange ich zu lesen an. Romane natürlich. Lauter solche, die heute schon ganz aus der Mode gekommen sind; in der hiesigen Leihbibliothek kriegt man eben keine anderen. Begonnen habe ich mit Sue und Dumas. Die Geheimnisse von Paris, der ewige Jude — und auch der Montechristo sind ganz großartige Werke. Auch von Boz einiges. Die Pickwicker und den Oliver Twist habe ich mehrmals nacheinander gelesen. Ich glaube nicht, daß einer, der heute schreibt, ähnliches zustande bringt. Aber auch der Hauff, der Zschokke und der Van der Velde sind ganz tüchtige Kerle. Nun bin ich freilich schon zu Clauren, Cramer und Spieß hinauf- oder eigentlich herabgekommen — und so wird es nicht mehr lange weitergehen; werde nach alten Zeitungen greifen müssen. Also wie gesagt: nachmittags lese ich. Dann hänge ich in den Dämmerstunden meinen Gedanken nach und lasse meine ganze Vergangenheit an mir vorüberziehen. Lauter böse Erinnerungen. Aber sie schmerzen mich nicht. Vielmehr ist es mir ein eigenes Behagen, bei den ärgsten zu verweilen und mir alle Einzelheiten so recht im Geiste auszumalen. Dabei sag' ich mir mit einer Art Genugtuung: siehst du, das alles hast du erleben müssen!"

„Aber du wirst doch auch angenehme Erinnerungen haben?"

„Keine! Keine einzige! Nicht einmal aus meiner frühen Jugend, wo doch jeder mal, und wenn es ihm auch sonst noch so schlecht erging, seine Freuden gehabt hat. Mein Vater war sehr früh gestorben, und so wurde mir meine Knabenzeit durch einen Vormund vergällt. Der hatte beständig an mir zu nörgeln und zu hofmeistern. Ich lernte ihm immer zu wenig, und sein größtes Vergnügen war, in Gegenwart meiner Mutter die Prophezeiung auszusprechen, daß ich es niemals zu etwas bringen würde. Na, und eigentlich hat er ja recht gehabt."

„Du bist doch Offizier geworden."

„Mit Müh' und Not! Anderen kam das goldene Portepee nur so zugeflogen. Ich aber habe mich fünf Jahre lang als Kadett schinden müssen. Unter dem Hauptmann Wucic, dem rohen Kroaten — und unter dem heimtückischen Pasch. Das war eine Höllenzeit!"

„Aber später als Leutnant. Du warst doch ein hübscher Bursche, und soviel ich weiß, hat es dir an Liebschaften nicht gemangelt."

„Liebschaften!" rief er unwillig aus. „Verliebt war ich freilich oft genug, aber wie Nestroy in einem seiner Stücke sagt: mit der Gegenliebe hat es gehapert. Ich bin niemals an die Rechte gekommen."

„Wie war's denn mit der schönen Juwelierstochter in Prag, die aussah wie eine Neapolitanerin. Die soll doch —"

„Hör' mir auf mit der! Die war nichts als eine abgefeimte Kokette, die mit dreien von uns zu gleicher Zeit angefangen hatte. Mit mir, dem Hübl und dem Paravicini. Jedem hat sie Blumen geschickt, jedem auf Rosapapier die ganz gleichen Briefchen geschrieben und ihn dahin bestellt oder dorthin. Ins Theater, ins Konzert — oder auf die Sophieninsel. Schließlich sind wir ihr darauf gekommen; du kannst dir denken, was für Gesichter wir gemacht haben. Und auf den Schlag waren fast alle, denen ich wie ein Narr nachgerannt bin."

„Aber die schlanke Blondine, mit der man dich so oft gesehen hat. Die hättest du ja, glaub' ich, heiraten sollen?"

„Freilich hätt' ich! Und ich war auch nahe daran, die Torheit zu begehen und ihretwegen in den Finanzdienst zu treten. Kaution hatte sie ja keine. Aber ich habe noch zu rechter Zeit erfahren, daß sie vor mir ein Verhältnis mit einem Studenten gehabt hatte, das nicht ohne Folgen geblieben war. Die hatte sich mir allerdings an den Hals geworfen, aber geliebt hat sie mich nie. Ich sage dir: mich hat nur einmal ein Mädel wirklich gern gehabt: die kleine Fanuschka in Znaim."

„Die —?"

„Mach' kein so verächtliches Gesicht! Das war eine Perle — wenn man sie auch bei der Madame Kokum haben konnte. Ihre eigene Mutter hat sie hingeschickt, wenn sich kein Kreuzer Geld im Hause befand."

„Du hast dich also näher mit ihr eingelassen?"

„Nun ja — wie man's nimmt. Mir gefiel das arme Ding, das gleich beim ersten Zusammentreffen eine Neigung zu mir gefaßt hatte. Die erste im Leben, wie sie mir sagte. Sie war ja auch noch blutjung, kaum siebzehn. Die Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen, waren schauderhaft. Einen Vater schien sie nie gekannt zu haben. Ihre Mutter, ein noch ganz hübsches Weib, war dem Trunk ergeben und hing überdies an einem verlumpten Kerl. Außerdem war eine alte Großmutter im Hause, stocktaub und seit Jahren gelähmt. Daß ich unter solchen Umständen mit Geld aushelfen mußte, begreifst du. Es war freilich nicht viel, denn die Kleine machte gar keine Ansprüche und war zufrieden, wenn sie sich ein bißchen Kaffee kochen konnte. Auch die Mutter war bei all ihren Untugenden nicht gerade habgierig. Aber ich hatte ja selbst nichts und mußte mich schließlich an einen Wucherer wenden, der mir die Haut über die Ohren zog. Darum war ich auch froh, als der plötzliche Marschbefehl der Geschichte ein Ende machte, und kümmerte mich den Teufel um die Tränen des verzweifelten Mädels, das mich beim Abschied fast wie eine Irrsinnige umklammerte. Ich hatte noch die letzte Nacht bei ihr zuge-

bracht und konnte mir mit Gewalt verhindern, daß sie mir um fünf Uhr morgens auf den Hauptplatz nachrannte, wo schon meine Leute mit dem Vorspannswagen auf mich warteten, denn ich hatte als Quartiermacher vorauszugehen. Ja, damals steckte ich auch noch voller Vorurteile und legte keinen Wert auf die Liebe des unglücklichen Geschöpfes. Heute möcht' ich sie mit meinen Nägeln aus der Erde herauskratzen."

„Aus der Erde? Ist sie tot?"

„Freilich. Hier in meiner Einsamkeit hab' ich die Briefe gelesen, die sie mir nach Wien schrieb — und die ich damals unbeantwortet gelassen — ja oft gar nicht angesehen hatte. Ich sage dir: trotz der ganz unmöglichen Orthographie, um einen Stein zu erweichen. Und da hat mich eine solche Sehnsucht nach ihr überkommen, daß ich auf gut Glück nach Znaim schrieb. Eigentlich ein Unsinn, denn es waren ja fast zehn Jahre darüber hingegangen. Natürlich erhielt ich keine Antwort. Aber ich wollte nun einmal etwas über ihr Schicksal erfahren; wenn's halbwegs möglich gewesen wäre, hätte ich sie hierher genommen. Und so wendete ich mich an das dortige Gemeindeamt. Man ließ mich warten. Endlich kam die Nachricht, daß Franziska Bischof am 1. Mai 1856 gestorben ist."

Er schwieg und blickte vor sich hin.

„Kannst du dich noch erinnern, wie sie aussah?" fragte er nach einer Weile.

„So ganz deutlich nicht mehr. Ich habe sie ja auch nur ein paarmal flüchtig gesehen."

„Reizend war sie mit ihrem zierlichen Körperchen! Die lockigen goldbraunen Haare rundum geschnitten — ein wahres Engelsköpfchen. Und die lieben blauen Augen! Aber daß sie Anlage zur Schwindsucht hatte, ließ sich auch schon erkennen. An ihren Schläfen war die Haut so fein und durchsichtig, daß man die Äderchen darunter zählen konnte. Und das Rot, das oft auf ihren Wangen brannte, war kein gesundes." Er strich mit der Hand über die Tischplatte. „Na, hin ist hin! Ich werd's

auch nicht mehr lange machen. Und das ist gut. Morto io, morto un cane."

„Du solltest so nicht reden."

„Warum denn nicht? Ich bin überzeugt, daß du dir ganz dasselbe denkst. Und dann soll man mich auch einscharren wie einen Hund. Einen militärischen Leichenkondukt, den sie etwa aus B... hierher senden möchten, werd' ich mir verbitten. Schad' ums Pulver, das dabei verschossen würde. — Aber mir scheint, da kommt schon der Kutscher, um dich zu holen. Es ist Abfahrtszeit."

Es war so.

„Also, leb' wohl", sagte er, während wir uns jetzt beide erhoben. „Wiedersehen werden wir uns wohl kaum mehr."

„Nun, vielleicht bei meiner Rückkehr."

„Ach was, bis dahin —"

Es klang wie eine Ablehnung, und so drückte ich ihm schweigend die Hand.

Er geleitete mich zum Tor, unter dessen Bogen er stehen blieb. Als sich der Wagen in Bewegung setzte, winkten wir noch einander zu.

Der Tag hatte sich inzwischen verdüstert. Graue Wolken waren aufgestiegen und trieben am Himmel hin. Zu beiden Seiten der Straße zeigten sich weitgedehnte fahlbraune Felder mit kümmerlicher Saat, aus welcher hin und wieder krächzende Dohlen träg aufflogen. Ich hüllte mich fester in meinen Mantel. Tiefe Traurigkeit überkam mich, während ich jetzt ein Menschenschicksal überdachte, das vielleicht auch mein eigenes hätte werden können .....

Die Heirat des Herrn Stäudl.

Vorwort des Herausgebers.

Die Novelle ist zum ersten Male in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit" am 10. und am 17. Mai 1902 (Nr. 397 f., S. 94 ff. und 111 ff.) gedruckt worden. Für die zweite Auflage der Camera obscura (1904, Seite 177—211) hat sie der Dichter einer Durchsicht unterzogen. Auf der gleichen Vorlage beruht auch nach der richtigen Angabe der Herausgeber der Abdruck in der unabhängigen Monatsschrift für Literatur, Theater, Kunst und Politik: „Das literarische Deutsch-Österreich", herausgegeben von Wilhelm Schriefer und Eduard von Waclawiczek (Wien-Leipzig, 4. Jahr, 4. Heft, Seite 12—19; 5. Heft, Seite 11—17, April und Mai 1904).

I.

„Danke, Herr Landesgerichtsrat. Ich setze mich nicht. Ich kann aufrecht vor Ihnen stehen." Und Herr Stäudl richtete seine eingesunkene knochige Hünengestalt in ihrer ganzen Höhe empor, so daß ihn der Untersuchungsrichter und sein Schriftführer mit einigem Erstaunen ansahen.

„Nun, wie Sie wollen. Aber Sie haben das Recht, sich auf den Stuhl niederzulassen. Und es wäre mir angenehmer; Sie verdunkeln uns sonst den Tisch. Auch haben Sie ja viel vorzubringen."

„Das würde mir nichts machen, Herr Landesgerichtsrat. Da Sie es aber wünschen, so werde ich mich setzen." Er tat es und legte die unglaublich großen, mit verschrumpften Hautfalten bedeckten Hände vor sich auf die Kniee. Der lang hinabfallende halb ergraute Zottelbart, die kahle, vielfach gehöckerte Schädeldecke, die weit aufgerissenen farblosen Augen, die starr auf den Richter geheftet waren, gaben dem Manne etwas unheimlich Wildes, das nur durch den schmerzlichen Ausdruck in seinem schlaffen, bräunlich fahlen Antlitz gemildert wurde.

„Sie können beginnen, Herr Stäudl."

„Nun alsdann. Aber um alles genau auseinanderzusetzen, werde ich von kleinauf anfangen müssen."

„Tun Sie das."

„Nun alsdann. Sehen Sie, Herr Untersuchungsrichter, ich hatte mich seit jeher von den Weibern ferngehalten. Nicht

etwa, daß ich keinen Gefallen an ihnen gefunden hätte, oder daß ich, wie so mancher, zu schüchtern gewesen wäre, mich an sie heranzumachen. Keineswegs. Aber ich bin immer sehr stolz gewesen auf meine Mannheit und habe es unter meiner Würde gehalten, mich mit ihnen abzugeben. Schon als ich noch die Schule besuchte, war es so. Damals saßen Buben und Mädel in einem Klassenzimmer beisammen, und da suchten bereits die meisten Knirpse mit den kleinen Flitschen anzubandeln. Sie steckten ihnen Zettelchen zu und waren froh, wenn sie in ihrer Gesellschaft allerlei Schabernack treiben konnten. Ich aber hielt mich vollständig abseits und sprach mit keiner ein Wort. Ich merkte, daß sie sich deshalb über mich lustig machten. Sie spielten mir allerlei Streiche und legten mir zuletzt förmliche Fallen, um mich an sich zu bringen. Aber ich wußte immer auszuweichen. Das verdroß sie nach und nach. Sie zogen mir schiefe Gesichter und schließlich taten sie so, als wär' ihnen nicht das geringste an mir gelegen. Ich aber fuhr fort, mit Verachtung über sie wegzublicken. Nur ein einzigesmal habe ich mich herabgelassen. Es war da ein schmächtiges, flachshaariges Ding, dessen Eltern gleich den meinen ziemlich weit draußen vor der Stadt wohnten. Ich meine Korneuberg, wo ich geboren bin. Die Franzl, so hieß die Kleine, und ich hatten also denselben Weg zu machen. Es fiel mir aber nicht ein, mich ihr anzuschließen. Ich grüßte sie nicht einmal und überholte sie stets mit langen Schritten. Eines Tages jedoch, im Winter, gab es einen argen Schneesturm. Dabei stellenweise scharfes Glatteis, so daß das arme Mädel nicht wußte, wohin es den Fuß setzen sollte. Sie trippelte und wankte hin und her, bis sie endlich der Länge nach auf den Rücken plumpste. Da hielt ich es denn doch für meine Pflicht ihr aufzuhelfen, und sie nach Hause zu führen, wobei sie sich gleich einer Klette an mich hängte. Seitdem ging ich mit ihr. Denn sie gefiel mir, weil sie ein sanftes, stilles Kind war, keine ausgelassene Schnattergans wie die andern. Aber ich schloß mich nicht etwa gleich von der

Schule weg an, sondern erst draußen, wo das freie Feld begann; denn meinem Ansehen wollte ich nichts vergeben. Das dauerte so ein paar Wochen, bis Tauwetter mit starkem Regen eintrat. Als ich nun eines Nachmittags so recht im Gusse auf sie wartete, sah ich, wie sie mit einem anderen Jungen, den ich überdies seit jeher nicht hatte ausstehen können, herankam. Der hoffärtige Schlingel — er war der Sohn eines Beamten — hatte einen Regenschirm, während ich natürlich keinen besaß, und den hielt er über der Franzl ausgespannt, die darunter ganz stolz und seelenvergnügt einherging. Kaum hatte ich das gesehen, als ich auch schon kehrt machte und nach Hause eilte. Seit diesem Tage sprach ich mit der Franzl kein Wort und grüßte sie nicht einmal mehr."

„Es scheint, daß Sie eifersüchtig waren", sagte der Richter.

„Keineswegs. Ich dachte mir: warum braucht sie sich von dem Laffen mit einem Schirm begleiten zu lassen? Kann ich bis auf die Haut durchnäßt werden, kann sie es auch."

„Eine eigentümliche Auffassung."

„Mag sein. Aber ich war nun einmal so — und blieb es auch, als ich heranwuchs und mich der Gärtnerei widmete, zu der ich große Lust und Liebe hatte. Ich arbeitete zuerst in der Lehre bei einem benachbarten Nutzgärtner; später nahm mich über Verwendung meines Onkels, der in Wien lebte, ein Herrschaftsgärtner in Hietzing zu sich, und nach ein paar Jahren kam ich schon als Gehilfe in die großen Villengärten des Herrn Ritter von Artner. Sie werden sie wohl kennen, oder wenigstens davon gehört haben, denn die dortigen Treibhäuser sind eine Sehenswürdigkeit. Der damalige Obergärtner hieß Nowak. Ein sehr hervorragender Mann in seinem Fache; als Rosenzüchter stand er weit und breit in Ruf. Er erkannte auch bald meine Fähigkeiten und zog mich im Laufe der Zeit den älteren Gehilfen vor. Die waren zwar nicht ungeschickt, aber faul und leichtsinnig. Sie taten nur, was sie gerade mußten; im übrigen

gingen sie ihrem Vergnügen nach. Ich aber blieb des Abends immer zu Hause, wo ich allerlei Bücher über die Gartenkunst las. Die andern verdroß das. Sie fingen an, mich zu hänseln und zu vexieren; zuletzt suchten sie gar, mit mir anzubinden. Ich aber, als sie mir einmal, ihrer drei, zu Leibe wollten, stieß ihnen mit diesen Händen" — Herr Stäudl hob sie mit ausgespreizten Fingern in die Luft — „die Köpfe aneinander. Da hatte ich Ruhe; sie erkannten und fürchteten meine Stärke. Auf diese Art stieg ich mehr und mehr im Ansehen, so daß mich sogar der Herr Ritter von Artner mit einer lobenden Ansprache auszeichnete. Dies, sowie meine zunehmende Fertigkeit ließ mich hoffen — und auch Herr Nowak war dieser Meinung —, daß ich Aussicht hätte, dereinst Obergärtner zu werden. Er selbst, schon an die Siebzig, wurde von Jahr zu Jahr gebrechlicher. Bei alledem führte ich mein eingezogenes Leben fort. Mäßigkeit war immer mein Wahlspruch gewesen, obgleich mich die meisten deswegen für einen Knauser hielten. Des Morgens ein Stück Brot und einen Trunk Wasser. Mittags im nächsten kleinen Wirtshaus: Suppe, Fleisch, Gemüse. Basta. Abends wieder ein Stück Brot und ein Seidel Wein, das ich mir selbst nach Hause holte. Mich wie die andern mit Weibsbildern abzugeben, fiel mir nicht ein. Aber ich dachte endlich im stillen daran, mich zu verheiraten. Denn das schien mir unerläßlich, wenn ich, woran ich nicht mehr zweifelte, bald Obergärtner sein würde. Ich hatte auch schon ein Mädchen ins Auge gefaßt: die Tochter eines Handelsgärtners an der Nußdorfer Lände, mit welchem wir in Geschäftsverbindung standen, indem wir ihm Pflanzen und Setzlinge abließen, und umgekehrt. Als ich Gertrud, so hieß das Mädchen, zum erstenmal sah, stand sie gerade am Herd und kochte. In der Küche alles sehr sauber und nett. Sie selbst eine stattliche, kräftig gebaute Person, die mir wohlgefiel. Die würde, so schloß ich, eine tüchtige Hausfrau abgeben — um so mehr, als sie auch, ihrem ganzen Benehmen nach, sehr züchtig und tugendhaft zu sein

schien. So ließ ich denn meine Absicht den Vater merken, der darüber sehr froh war, da er um meine Aussichten wissen mochte. Es kam zu näherem Verkehr, und ich und das Mädchen galten schon als Verlobte. Aber in allen Ehren. Das Haus betrat ich nur an Sonntagen. Und zwar nachmittags zur Jause. Dann gingen wir, immer im Beisein des Vaters, in den Nußdorfer Bockkeller zum Bier oder nach Heiligenstadt zum Heurigen. Das tat ich eigentlich nur dem Alten zulieb, der nicht ungern ins Glas guckte. Aber um neun Uhr mußte es ein Ende haben, denn ich war seit jeher gewohnt, früh schlafen zu gehen. So zog sich die Sache fast ein Jahr hin. Mit einmal, ganz plötzlich, wurde ich zum Ritter von Artner gerufen. Er teilte mir mit, daß Nowak mit Neujahr zur Ruhe gesetzt werde und ich an seine Stelle ernannt sei. Ich dankte ehrerbietig, aber aufrecht. Denn so sehr mich die Ernennung freute, so war es doch auch ein Vorteil für den Herrn Ritter von Artner, daß er einen Mann, wie ich, als Obergärtner bekam. Aber im Innern war ich doch sehr aufgeregt, und da trieb es mich, meine Zukünftige von dem Ereignis in Kenntnis zu setzen. Wie gesagt, kam ich an Wochentagen niemals hin. Aber heute war gerade erst Montag; ich hätte also die ganze Woche zuwarten müssen. Freilich hätte ich auch schreiben können; aber das fiel mir zum Glück nicht ein, sondern ich eilte schnurstracks hinab an die Nußdorfer Lände. Trat auch ohne weiteres ins Haus, das mitten in dem großen Gemüsegarten lag — und dann gleich rechts in die Küche hinein, wo ich die Gertrud um diese Zeit sicher anzutreffen hoffte. Sie war auch dort. Aber dicht bei ihr, gewissermaßen Kopf an Kopf, stand der Bäckerjunge, der in dieser Gegend Brot und Semmeln austrug — ein bartloser Bursche von siebzehn oder achtzehn Jahren. Am linken Arm den Korb, hatte er den rechten um ihre Mitte geschlungen; es sah aus, als hätten sich die beiden soeben geküßt. Ich, das sehen und kehrt machen und nach Hause gehen, war eins. Dort erst fing mich die Sache zu wurmen an. Aber mein Stolz behielt

die Oberhand. Ein Mädchen, das sich von einem Bäckerjungen küssen läßt, ist nicht wert, daß du noch an sie denkst. So sprach ich zu mir selbst. Und dabei blieb es, ob mir auch der Alte ganz weinerlich auf die Bude gerückt kam und alles nur auf den Bäckerjungen schieben wollte, dessen unziemlicher Frechheit sich seine Tochter nicht hätte erwehren können. Ich erwiderte darauf gar nichts und wies ihm bloß mit einer bezeichnenden Handbewegung die Tür. Einen dicken Schreibebrief, den mir die Gertrud schickte, zerriß ich ungelesen. Kurz: so, als wäre gar nichts vorgefallen und als hätt' ich das Mädchen niemals gesehen, trat ich zu Neujahr mein Amt an; ans Heiraten dachte ich nicht mehr. Die einzige Sorge in dieser Beziehung machte mir die große Wohnung, die ich jetzt bekam. Drei sehr geräumige Zimmer außer der Küche und sonstigem Zugehör. Aber da war ja bald geholfen. Ich sperrte die letzten zwei Zimmer ab. In das erste ließ ich das Bett schaffen, in dem ich bis jetzt geschlafen hatte; die anderen notwendigsten Möbelstücke kaufte ich mir — und führte ganz ruhig meine Junggesellenwirtschaft fort. Einen Augenblick dachte ich daran, eine Magd zu halten. Aber eine junge oder jüngere wäre nicht passend gewesen — und vor alten Weibern hab' ich immer Abscheu empfunden. Schöpfte mir also auch als Obergärtner beim Brunnen das Wasser, ging zum Mittagessen ins Wirtshaus, holte mir abends meinen Wein herüber — und räumte täglich mit eigenen Händen auf. Ich hätte zwar das meiste durch einen Gärtnerburschen besorgen lassen können — und ein anderer hätt' es auch getan. Ich aber hielt strenge Dienstordnung; es sollte nicht heißen, daß ich einen der Leute, die der Herr Ritter von Artner bezahlte, für mich verwende. So lebte ich also für mich allein, einen Tag wie den andern, fast zehn Jahre lang und befand mich wohl dabei — bis ich endlich — —" Herr Stäudl brach ab und blickte starr vor sich hin.

„Bis Sie endlich doch heirateten", sagte der Richter. „Lassen Sie hören, wie Sie dazu gekommen sind."

II.

„Ja, wie das gekommen ist" — sagte Herr Stäudl, ohne sich zu regen. „Das ist so gekommen. Der Herr Ritter von Artner hatte einen Bedienten, der bei ihm und seiner Familie sehr in Gunst stand. Er verdiente es auch, denn er war ein braver Mensch, willig und unermüdlich — ein Böhme von Geburt. Er hieß Thomas. Da er, wie gesagt, sehr in Gnaden stand, so war ihm gestattet worden, ein Mädchen zu heiraten, in das er sich verliebt hatte. Auch eine Böhmin. Ins Haus aber durfte er sie nicht nehmen, sondern es wurde für sie in der Nähe der Villa, wo die Herrschaft sich aufhielt, eine Wohnung genommen. Dort gebar sie in den nächsten Jahren zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Man nannte sie nach ihrem Manne die Thomasin. Sie galt als hübsches Weib und stand insofern auch im Dienste der Herrschaft, als sie bei der Wäsche und sonstigen Verrichtungen mithalf. Ich selbst kannte sie kaum. Ich hielt mich ja fast den ganzen Tag in den Gärten auf, und wenn ich ihr je einmal begegnete, so blickte ich — wie überhaupt bei meiner Größe über alle Weiber — auch über sie hinweg, denn die Freude machte ich keiner, mich zu bücken, um ihr unter das Kopftuch oder unter den Hut zu schauen. Kurz, ich wußte eigentlich gar nicht, wie sie aussah.

Da geschah es, daß ihr Mann starb. Er hatte sich, wie es hieß, durch einen kalten Trunk, den er erhitzt getan, ein Lungenübel zugezogen, das ihm den Garaus machte. Nun hatte die Herrschaft die Witib auf dem Halse. Sie erhielt Pension und überdies freie Wohnung in einem kleinen, außer Gebrauch befindlichen Maschinenhause, wo früher Wasser aus der Donau heraufgepumpt wurde und das in einem der unteren Gartenteile lag. Als ich davon in Kenntnis gesetzt wurde, erlaubte ich mir Einsprache zu tun. Denn gerade um das Häuschen herum lagen meine feinsten Obstkulturen, denen zwei übel gehütete Rangen großen Schaden tun konnten; auch war ja der

ganze Blumenflor vor solchen Grasteufeln nicht sicher. Aber der Herr Ritter von Artner, dem das Weib höchstwahrscheinlich den Aufenthalt in dem Häuschen abgebettelt hatte, bestand auf seiner Anordnung. Wenn ich merkte, sagte er, daß die Kinder etwas verwüsten, so möchte ich es nur melden, er würde dann schon Abhilfe zu treffen wissen. Da konnte ich denn nichts mehr einwenden, dachte aber bei mir: den Aufpasser und Ankläger mach' ich nicht; ich werde schon selbst Vorsorge treffen. Beschloß also, mit der Thomasin, sobald sie eingezogen war, ein Wort zu reden. Als ich sie — es war an einem schönen Maimorgen — aufsuchte, stand sie mit ihren Kindern gerade vor der Tür. Ich trat auf sie zu, und zwar mit sehr strenger Miene, so daß sich, wie ich bemerken konnte, die Kinder gleich vor mir zu fürchten anfingen, was ich gerade bezwecken wollte. ‚Frau Thomasin‘, begann ich ohne jede weitere Begrüßung, ‚Sie haben von der Herrschaft hier Wohnung erhalten. Gut. Aber sie liegt in den Gärten, und für diese bin ich verantwortlich. Ich verbiete also Ihnen und den Kindern, irgend etwas anzurühren. Weder Blumen noch Früchte. Auch kein Fallobst, denn selbst dieses wird aufgelesen und in Rechnung gestellt. Wenn Sie Gemüse oder sonstiges benötigen, so haben Sie sich an den ersten Gehilfen zu wenden, der es Ihnen zum billigsten Preise ablassen wird. Hoffentlich haben Sie mich verstanden, und ich mache Sie daher auch für die Kinder verantwortlich.‘

Das Weib war bei dem ganz verdutzt dagestanden und hatte mich mit halb offenem Munde angestarrt. Jetzt sagte sie in singendem Böhmisch-Deutsch: ‚Aber Jesus! Was glauben S' denn, Herr Ständl? Wer'n mir was anrühr'n? Bitt' ich Ihne! Könnt' uns einfall'n so was! Meine Kinderle sind brav. Schaun Sies nur an, sind ja liebe Kinderle!‘

‚Hab' sie schon gesehen‘, sagte ich und blickte weg. Das tat ich aber eigentlich, nur, um die Thomasin nicht länger anschauen zu müssen. Denn die war wirklich ein hübsches Weib.

So gegen die Dreißig. Nicht gar groß, aber auch nicht klein. Voll, aber doch schlank. Und eine Haut hatte sie, milchweiß. Und braune Haare, die in der Sonne wie Gold glänzten; auch die Augen, die von derselben Farbe waren. Es war Zeit, daß ich ging, und so wendete ich mich mit einem kurzen barschen Gruß. Sie aber suchte mich beim Arm festzuhalten, indem sie sagte: ‚Sein S' doch nit so bös, Herr Stäudl! Mir wer'n Ihne kan Verdruß machen. Wer'n S' seh'n, mir wer'n ganz gut auskummen mit einand'.‘ Und dabei lächelte sie mit einem ganz eigenen Zug um den Mund, der rot war wie eine Granatblüte. Natürlich riß ich mich gleich los; aber meine Hand war zufällig mit der ihren in Berührung geraten, und da fühlte ich, wie es mir heiß durch den Arm hinauf ging bis in die Brust. Eine ähnliche Empfindung hatte ich gehabt, als ich einmal ganz zufällig an das Atlaskleid einer jungen Dame streifte, die unsere Treibhäuser besichtigte. Die Hand der Thomasin war, trotz aller harten Arbeit, die sie verrichtete, glatt und knisterig wie der Atlas an jenem Damenkleide. Ich konnte dieses Gefühl den ganzen Tag nicht aus dem Leib bringen. Dabei schwebte mir das Weib und ihre milchweiße Haut beständig vor Augen. Auch in der nächsten Zeit, bis ich endlich über mich selbst wild wurde und mir alle diese Phantasien gewaltsam aus dem Sinn schlug. So hatt' ich's auch untergekriegt. Aber dem Maschinenhause wich ich immer in weitem Bogen aus, ich fühlte, daß mir dort Gefahr drohe. Die Thomasin jedoch schien es darauf anzulegen, mir in den Wurf zu kommen. Denn sie begegnete mir manchmal da oder dort, wo sie nicht zu vermuten war. Dabei wollte sie immer, unterwürfig grüßend, mit dem gewissen Lächeln ein Gespräch anknüpfen. Ich aber erwiderte kein Wort und ging ohne Gruß an ihr vorüber, obgleich es mir bei ihrem Anblick immer einen Riß gab.

Eines Abends, da ich mich von der Arbeit weg gerade in meine Wohnung begeben wollte, sah ich das Weib davorstehen und durch das offene Fenster in mein Zimmer gucken. Das

brachte mich in Wut. ‚Was hat Sie da zu schaffen?‘ schrie ich. ‚Was spioniert Sie da?‘

‚Aber Jesus,‘ antwortete sie, ohne im geringsten zu erschrecken, ‚sein S’ doch nicht gleich so bös, Herr Ständl! Was soll ich spionieren? Hab mir nur wollen Ihre Zimmerle anschau’n. Mein Gott‘ — sie schlug dabei ihre weißen Hände zusammen — ‚wie sicht’s bei Ihne aus! Wie bei an Arrestant. Nit anmal Vorhangl haben S’. Wie können S’ nur so allanig bleib’n, Herr Ständl? Sie solltens brave Frau haben. Da hätten S’ Ordnung. Auch sonst möcht’s Ihne gut gehn. Hätten S’ Freud’ am Leben — und wären nicht immer so brummig.‘

‚Will Sie jetzt still sein, Sie unverschämte Person!‘ sagte ich. ‚Ich brauch’ Ihren Rat nicht. Schau’ Sie, daß Sie weiter kommt!‘

‚No ja, i geh’ schon‘, erwiderte sie und lächelte wieder. ;Aber bleiben S’ nit so allanig, sag’ ich Ihne.‘ Damit entfernte sie sich langsam und griff dabei mit beiden Händen nach rückwärts, um den dicken Haarzopf aufzustecken, der ihr in den Nacken gesunken war.

Ich fühlte mich wirklich höchst aufgebracht über ihre Reden. Als ich aber in mein Zimmer trat, mußte ich ihr unwillkürlich recht geben. Es sah in der Tat ganz gefängnismäßig bei mir aus. Auch ziemlich unsauber. Ich konnte mir ja nicht immer die Zeit nehmen, ordentlich aufzuräumen. So war ich unzufrieden mit mir selbst — und blieb es auch. Ich fing sogar an, mich abends allein zu fühlen, und ging hin und wieder ins Wirtshaus, was ich früher niemals tat. Kurz, es war etwas in mir aus dem Geleis’ gekommen — und ich konnte mich nimmer ganz zusammenfinden.

Eines Tages, so gegen den Herbst zu, fühlte ich mich unwohl. Aber ich war nicht gewohnt auf derlei zu achten. Ging also wie sonst meiner Beschäftigung nach, auch nicht zeitiger zu Bette, vielmehr ins Wirtshaus, weil ich mir dachte, ein Glas

Rotwein würde mir gut tun. Aber schon während der Nacht wurde mir ganz miserabel, und am Morgen konnt' ich nicht mehr aufstehen. Es war der Typhus, und ich weiß nicht, wieviele Tage ich im Delirium gelegen bin. In diesem Zustand kam es mir vor, als ob die Thomasin im Zimmer und um mich beschäftigt sei. Sie legte mir Umschläge auf den Kopf und tat auch sonst alles, was bei einem Schwerkranken notwendig ist. Aber ich wußte nicht, ob ich es nur träumte oder ob das Weib wirklich da war. Als ich wieder meiner Sinne mächtig wurde, da merkte ich freilich, daß es sich so verhielt. Die Herrschaft hatte sie zu meiner Wartung befohlen. Und die verrichtete sie in einer Weise — ich brauchte sie nur anzublicken, so wußte sie gleich, was ich wollte. Ich lag noch immer ganz kraftlos da und konnte mich lange kaum rühren — und da tat es mir so wohl, wenn sie die Decke oder die Polster richtete — und mir dann mit ihrer glatten Hand über die Stirn strich..... Was soll ich noch sagen, Herr Untersuchungsrichter? Als ich wieder gesund war, hab' ich sie geheiratet."

„Soweit wären wir also", bemerkte der Richter nach einer Pause.

III.

„Soweit wären wir", wiederholte Herr Stäudl mechanisch. „Und ich muß sagen, daß ich mich zufrieden und glücklich fühlte. Denn ich lernte kennen, was es heißt, ein eigenes Hauswesen zu haben. Und die Thomasin — ich nannte sie auch nach meiner Verheiratung so — war eine ganz vortreffliche Hausfrau. In Wohnung und Küche alles immer spiegelblank, wie sie selbst. Es war eigentümlich, daß an ihr niemals etwas haften blieb, obgleich sie überall zugriff. Auf anderen ist gleich jeder Fleck sichtbar, der vom Himmel fällt, trotz aller Sorgfalt. Bei ihr aber mußt' ich im stillen immer an den Schwan denken, der in dem kleinen seichten Teich in einem der Gärten gehalten

wurde. So oft er auch unter das schlammige Wasser tauchte, er kam immer wieder zum Vorschein wie der frisch gefallene Schnee. Ja, so war sie. Und ich wußte nun auch, was es heißt, ein Weib besitzen. Den ehelichen Verkehr hatte ich mir den Umständen gemäß eingerichtet. Die Frau hatte Kinder, und die durften nicht etwa Zeugen von Zärtlichkeiten sein. Ich wies ihnen also das letzte Zimmer an, wo sie auch schliefen. In dem mittleren schlief die Thomasin; ich selbst blieb, wo ich immer gewesen, und obendrein wurde nachts die Tür zugemacht. Im übrigen waren wir eine Familie. Die Kinder, namentlich das Mädchen, waren wirklich lieb und gut; sie folgten mir auf den Wink, obgleich ich nicht ihr Vater war. Deshalb gab ich mich auch nicht viel mit ihnen ab. ‚Es sind deine Kinder', sagte ich zur Frau; ‚erziehe sie, wie du es für recht und gut hältst. Ich will nur, daß sie sich anständig benehmen.' Das taten sie auch, denn obgleich ich ihnen kein böses Wort gab, fürchteten sie mich wie den Teufel. Eigene Kinder wollten sich nicht einstellen, mir war es ganz recht. Denn das hätte jedenfalls Unordnung ins Haus gebracht; auch würde ich mich gewissermaßen vor den Stiefkindern geschämt haben, die ja doch schon heranwuchsen und sich jedenfalls über die Sache ihre Gedanken gemacht hätten.

So lebte ich, wie gesagt, zufrieden und behaglich über zwei Jahre. Abends ging ich nie aus. Nur alle vierzehn Tage besuchte ich einen Verein, welchen die Gärtner der ganzen Gegend gegründet hatten, und wo neben geselliger Unterhaltung auch allerlei in unser Fach schlagende Gegenstände zur Sprache kamen. Ich war nie ein Freund von solchen Veranstaltungen, bei denen doch nichts anderes herauskommt, als daß ein paar vorlaute Leute den Ton angeben und sich geltend zu machen suchen. Wollte also anfänglich dem Verein gar nicht beitreten. Aber da hieß es: ‚Was? Sie wollen sich ausschließen, Herr Stäudl? Sie, eine unserer ersten Kapazitäten? Und wir haben die Absicht gehabt, gerade Sie zu unserem Obmann zu wählen! Da

konnte ich wohl nicht anders und ergab mich darein, obwohl mir die ganze Sache höchst zuwider war.

Nun, die Zusammenkünfte fanden jeden zweiten Freitag in einem Grinzinger Gasthause statt, wo bekanntlich guter Wein geschenkt wird. Eines Freitags also ging ich wie gewöhnlich so nach sechs vom Hause fort. Ich hatte schon ein ziemliches Stück Weges zurückgelegt, als mir plötzlich der Gedanke kam, ob meine Leute wohl das kleine Warmhaus geheizt haben möchten. Es war zwar schon im April, und der Tag auch sehr sonnig gewesen, aber ein Nachtfrost war doch nicht ganz ausgeschlossen — und strikten Befehl hatte ich nicht gegeben. Die Sache schien mir wichtig, einiger sehr seltenen Keimpflanzen wegen, die dort untergebracht waren. Kehre also um, begebe mich durch ein Seitenpförtchen, dessen Schlüssel ich immer bei mir trug, in den Garten, wo sich das Warmhaus befindet. Mache die Tür auf — was seh' ich? Meine Frau steht drinnen mit einem meiner Gehilfen — und zwar in einer Art und Weise, die mir keinen Zweifel darüber läßt, was da vorgeht. Ganz starr stand ich da. Auch die beiden. Dann fingen sie zu zittern an, daß ihnen fast die Kniee einbrachen. Sie dachten wohl, nun würde ich auf sie losfahren. Aber nichts da! Ich drehte mich wie damals vor der Gertrud und dem Bäckerburschen auf dem Absatz um und ging. Aufrecht, ohne jedes Gefühl in mir, als das der tiefsten Verachtung, ging ich nach Grinzing. Ich war um so ruhiger, als ich bei meinem Eintritt in das Warmhaus gemerkt hatte, das geheizt war. Machte daher ganz ordentlich den Vereinsabend mit; nur des Trinkens enthielt ich mich soweit wie möglich, denn ich wollte nicht, daß mir das Geschehene, weil es mir jetzt doch allmählich zuzusetzen begann, über den Kopf wüchse. Vielmehr überlegte ich schon auf dem Heimwege, obgleich ich mit ein paar anderen Gärtnern, die mich begleiteten, unausgesetzt reden mußte, ganz gründlich, was nun zu tun sei. Sonst wurde ich immer von der Frau erwartet, bis ich nach Hause kam. Diesmal nicht. Sie wagte es offenbar

nicht, mir unter die Augen zu treten. Während ich bei mir, wo es ganz finster war, Licht machte, hörte ich leises Geräusch im Nebenzimmer. Da sperrte ich die Tür gleich mit dem Schlüssel ab und legte mich zu Bett. Schlafen konnte ich allerdings nicht. Als aber der Morgen graute, hatte ich meinen Entschluß gefaßt. Ich stand auf, holte mir wie früher das Wasser vom Brunnen, wusch mich und kleidete mich völlig an. Dann drehte ich den Schlüssel wieder um und ging sogleich in den Garten, wo ich, als wäre nichts vorgefallen, meinen Verrichtungen oblag. Dabei sah ich mich nach dem Gehilfen um — ich hatte deren vier —, den ich gestern bei der Frau gesehen. Er war nicht zu erblicken, er mußte sich absichtlich von mir fern halten. Ich ließ ihn rufen. Es dauerte lange, bis er erschien, ganz blaß wie das böse Gewissen. Ich ließ mir aber gar nichts anmerken, sondern erteilte ihm bloß einige Aufträge; der Schuft sollte nicht etwa glauben, daß mir das Vorgefallene nahe ging oder gar Herzweh bereite. So gegen acht verließ ich den Garten und ging die Hauptstraße hinunter, gegen die Linie zu. Dort hatte man in den letzten Jahren eine Unmasse neuer Häuser gebaut, wo immer Wohnungen leer standen und sofort zu mieten waren. Fand auch bald eine, die mir passend schien. Ich nahm sie auch gleich auf und bezahlte den vierteljährigen Zins. Dann kehrte ich nach Hause zurück, wo die Thomasin am Herd stand und das Mittagessen zu kochen anfing. Ich gab ihr einen Wink, mir ins Zimmer hinein zu folgen. Als sie jetzt vor mir stand, sah sie mich mit ungewissem Blick an und wollte etwas sagen. Ich aber schnitt ihr das Wort vom Mund ab. ‚Thomasin‘, sagte ich ganz kurz, ‚Ihr werdet übermorgen mit den Kindern mein Haus verlassen. Ich habe Euch eine Wohnung genommen. In der Panzergasse. Zimmer, Kabinett, Küche. Der Zins ist gezahlt und wird jedes Vierteljahr von mir gezahlt werden. Außerdem erhaltet Ihr monatlich so und so viel. Keine Widerrede! Mit den Gerichten geb' ich mich nicht ab. Wir sind geschiedene Leute. Übermorgen müßt Ihr mit den Kindern fort

sein. Die Möbel, die sich in Eueren Zimmern befinden, könnt Ihr mitnehmen.‘

Sie erwiderte nichts, wollte aber meine Hand erfassen und vor mir auf die Kniee sinken. ‚Hinaus!‘ schrie ich, und zwar mit einer solchen Stimme, daß sie auch schon, wie geflogen, aus dem Zimmer war. Nun hatte ich Ruhe. In zwei Tagen war sie fort.

Ihr Wegziehen machte natürlich das größte Aufsehen. Kein Mensch außer dem jungen Schurken wußte es sich zu erklären; vorwitzige Frager fertigte ich kurzweg ab. Aber der Herr Ritter von Artner ließ mich zu sich bescheiden und wollte wissen, was da vorgefallen sei. Ich antwortete mit aller Ehrerbietung, doch in einem Ton, der weiteres Forschen abschnitt: ‚Herr Ritter von Artner, das geht mich allein an.‘ Er stutzte und schien ungehalten. Aber er besann sich und sagte: ‚Allerdings geht das Sie allein an. Sie werden Ihre Gründe gehabt haben.‘ ‚Ganz gewiß‘, erwiderte ich und empfahl mich. Damit war die Sache abgetan."

„Leider noch nicht", sagte der Richter. „Die Hauptsache kommt erst."

IV.

„Ja, die kommt erst", bekräftigte Herr Stäudl mit dumpfer Stimme, während er sich mit seiner vertrockneten Gigantenhand über die Stirne fuhr. „Wenn mir jemand gesagt hätte, daß ich mich jemals so ganz und gar selbst verlieren könnte, den hätt' ich reif fürs Tollhaus erklärt. Denn ich habe mich immer für felsenfest und unerschütterlich gehalten. Und ich war es auch. Aber es muß schon so sein, für jeden kommt einmal die Stunde, die ihn niederwirft. Doch ich will fortfahren.

Sehen Sie, Herr Untersuchungsrichter, als das Weib weg war, erschien mir auch alles wieder in Ordnung. Denn mein Herz hatte ich ja nicht an sie gehängt gehabt — wie überhaupt

an keinen Menschen; nicht einmal an meine Eltern, die mir allerdings früh gestorben waren. Aber auch an keinen sogenannten Freund. Ich verkehrte wohl in meinen jungen Jahren mit diesem oder jenem nicht ungern, wie das schon der gemeinsame Beruf und sonstige Umstände mit sich bringen. Sobald aber einer mein Selbstgefühl irgendwie verletzte, war es aus. Ich kannte ihn nicht mehr. So war es auch mit dem Weibe. Sie hatte ein Verbrechen gegen mein Selbstgefühl begangen. Somit war sie für mich tot — oder schien es wenigstens zu sein, wie ich denn auch über den schuldigen Gehilfen, bis er eines Tages selbst den Dienst kündigte, vollständig hinwegsah, als wäre gar nichts geschehen.

Auch im Häuslichen vermißte ich die Thomasin nicht allzusehr. Ich war das einsame Leben zu lange gewohnt gewesen, um es nicht ohne besondere Beschwerde wieder aufzunehmen. Nur die Abende begannen mir lang zu werden. Da fühlte ich mich einsam. Am Lesen fand ich keine rechte Freude mehr, und so stiegen allerlei Gedanken in mir auf, denen ich nicht gerne nachhing. Ich fing also an, ins Wirtshaus zu gehen. Aber in kein nahes, wo mich jedermann kannte, sondern hinunter ans Donauufer in eines der Einkehrhäuser für die Schiffsleute, die mit ihren Zillen und Flößen aus den oberen Gegenden, von Linz oder auch von Passau kommen. Da ging es oft recht lebhaft zu. Das zerstreute mich, und ich begann sogar mit den Leuten Karten zu spielen, wobei ich natürlich auch immer mehr Bier oder Wein trank. Zwar nicht unmäßig, aber doch mehr, als ich sonst im Leben gewohnt gewesen. Wie gesagt, das zerstreute mich. Aber es dauerte nicht lange, so stellte sich ein Unbehagen an mir selbst ein, das ich nicht loswerden konnte. Es fehlte mir etwas, und in diesem Zustande mußte ich immer häufiger an die Thomasin denken. Ich sah sie oft so deutlich vor mir mit ihrer milchweißen Haut, mit den glatten schimmernden Armen und Händen, als stände sie leibhaft da. Selbst bei der Arbeit ließ mir das höllische Bild keine Ruhe.

Schließlich empfand ich eine solche Sehnsucht nach dem Weibe, daß ich oft laut hätte aufbrüllen können vor Schmerz. Ich tat alles Mögliche, um mein fortwährendes Verlangen zu übertäuben; ich versuchte sogar — nein, ich will nicht aussprechen, was ich da versuchte. Aber es half alles nichts: mein elender Zustand blieb sich gleich. Und ich kam ganz herunter dabei. Ich fühlte mich so schwach und hinfällig, daß ich kaum mehr kriechen konnte. Und da — ich schäme mich es zu sagen — kam mir auch der Gedanke, die Thomasin aufzusuchen, und nur die Vorstellung, daß sie mir vielleicht die Tür weisen könnte, hielt mich zurück, es zu tun.

Um diese Zeit ließ ich wieder einmal mein Zimmer gründlich scheuern und ausfegen, wie das bei mir, seit das Weib fort war, jeden Monat geschah. Und zwar durch eine Taglöhnerin, die in den Gärten arbeitete und von mir für diese besondere Dienstleistung auch besonders bezahlt wurde. Es war eine bejahrte, gutmütige Person, die gern schwatzte. Obgleich ich ihr niemals Red' und Antwort gab, suchte sie doch immer ein Gespräch anzuknüpfen. So auch diesmal, da ich gerade in die Wohnung getreten war, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. ‚Sie sollten sich in acht nehmen, Herr Stäudl', sagte sie.

Da ich nichts erwiderte, wiederholte sie: ‚Ja, wirklich, Sie sollten sich in acht nehmen.'

Das machte mich stutzig, und ich sagte barsch: ‚Wieso? Warum?'

‚Ihre Frau lauert Ihnen auf.'

Es gab mir einen Riß durch den ganzen Leib und das Herz stand mir still. ‚Was soll das heißen?' brachte ich mühsam hervor.

‚Na, sie möcht' halt mit Ihnen zusammenkommen. Darum schleicht sie auch seit einiger Zeit, wenn's finster wird, draußen auf der Straße herum. In die Gärten hinein traut sie sich nicht. Aber sie wird Sie schon einmal erwischen, wenn Sie gerade ausgehen wollen oder bei der Nacht heimkommen.'

Die Kniee wankten mir. Aber ich sagte: ‚Was redt Sie da für dummes Zeug! Warum sollt' sie —‘

Das Weib sah mich von der Seite an. ‚No, sie soll in der Hoffnung sein. Aber nicht von Ihnen. Und da will sie halt, daß Sie der Vater sind.‘

Mir wurde ganz kalt, aber das Blut stieg mir dabei brennheiß zu Kopf. ‚Woher weiß Sie denn das?‘ fragte ich mit versagender Stimme.

‚Woher ich das weiß? Von der Greißlerin, wo sie einkauft. Dort soll sie g'sagt haben: es nutzt ihm nix. Er muß der Vater sein. So oder so. Und das Kind muß ihn beerben, wenn er einmal stirbt.‘

Jetzt brachte ich keinen Laut mehr hervor.

‚Drum sag' ich Ihnen,‘ fuhr das Weib fort, ‚sein S' g'scheit, Herr Stäudl. Lassen Sie sich in nix ein.‘ Damit ging sie.

In welchem Zustand ich zurückblieb, können Sie sich denken, Herr Untersuchungsrichter. Einesteils empfand ich eine so höllische Wut über diese Niedertracht, daß ich das Weib hätte zerreißen können, wenn sie da gewesen wäre. Andernteils aber überfiel mich eine solche Schwachheit, daß mir bei dem Gedanken an sie sogleich wieder ein wahnsinniges Verlangen aufstieg. Nun war ich fertig. Ich hatte weder Rast noch Ruhe mehr. Ich wagte mich nicht auf die Straße und daheim konnt' ich auch nicht bleiben. So ging ich doch wieder hinunter in das Wirtshaus an der Donau. Beim Fortgehen spähte ich immer früher durch die Torspalte, ob sie nicht etwa draußen stehe. Ich atmete auf, wenn ich mich überzeugt hatte, daß sie nicht da sei — und doch war's mir auch wie eine Enttäuschung. So ging's eine Zeitlang fort. Ich verwilderte dabei ganz und begann nun wirklich zu trinken. Vor Mitternacht ging ich nicht nach Hause, weil ich mir dachte, so lange wird sie auf mich wohl nicht warten, aber ich fühlte, daß es mir recht wäre, wenn sie es täte.

Da — in einer finsteren Nacht geschah es. Ich war keineswegs betrunken, aber bis zum äußersten aufgeregt, das Blut pochte mir an die Schläfe. Es hatte sich starker Südwind erhoben und verlöschte das Licht der Laterne, die ich bei meinen nächtlichen Gängen immer mit mir trug. Ein scharfer Strichregen schlug mir ins Gesicht. Wenn sie jetzt da wäre! Ich wünschte es mehr, als ich es fürchtete. Wie ich nun an die Haustür trete, kauert etwas Dunkles auf der Schwelle. Sie war es. Es hatte mir den Atem verschlagen. Am ganzen Leibe zitternd, schloß ich die Tür auf und ging in den dunklen Gang hinein. Sie mir nach. Im Zimmer fiel ich sie an wie ein wildes Tier. Mit einem Schrei riß ich ihr die durchnäßte Jacke auf — warf sie aufs Bett — und mich über sie. Aber in meiner wahnsinnigen Gier überkam mich plötzlich der Gedanke an ihre ganze Schändlichkeit — und da — da — mit diesen Händen" — — Er hielt keuchend inne.

„Haben Sie das Weib erwürgt", ergänzte der Richter.

Stäudl schwieg. Dann erhob er sich langsam und sagte: „Ja, ich habe einen Mord begangen. Aber ich wußte nicht, was ich tat. Die Geschworenen werden mich freisprechen."

„Wir wollen es hoffen. Jedenfalls wird man mildernde Umstände finden."

„Man braucht keine zu finden", entgegnete Stäudl, indem er seine knochige Hünengestalt wieder zu voller Höhe emporrichtete. „Was geschehen ist, ist geschehen. Das Weib hat seinen Tod selbst verschuldet. Sie ist gerichtet. Mich kann man nicht verurteilen. Aber ich werde mich selbst justifizieren, weil es mit mir soweit hat kommen können. Dieses Bewußtsein erträgt keiner, der beschaffen ist, wie ich. Für die Kinder wird gesorgt sein, denn ich habe mir etwas erspart. Das hat auch die Thomasin gewußt."

Der Richter drückte an der elektrischen Klingel. Ein Justizwachmann erschien, um den Angeklagten abzuführen.

Als er draußen war, wendete sich der Rat zu dem Schrift-

führer, einem schmächtigen jungen Mann, der eben die erste Zeit seiner Gerichtspraxis durchmachte. „Nun, Herr Doktor, was sagen Sie dazu? Wie ich höre, sind Sie ja auch Dichter. Hätten Sie da nicht Stoff zu einer Novelle?"

Der junge Mann zog seine Nase in die Länge und die stark gewölbten Brauen noch höher hinauf, so daß sie über den kalten, unbeweglichen Augen zwei Rundbogen bildeten. „Nun ja", sagte er mit einem geringschätzigen Achselzucken. „Aber ich befasse mich nur mit Zukunftsmenschen. Und dieser Stäudl ist nichts als ein atavistischer Schwachkopf, der an Größenwahn leidet und überdies mit verlarvter Epilepsie behaftet ist." Der Rat sah ihn an, ohne etwas zu erwidern. Dann nahm er Hut und Überrock und ging.

Der Hellene.

Vorwort des Herausgebers.

Die Novelle, bei deren erzählendem Eingang (Seite 156 ff. unserer Ausgabe) der Dichter den verworfenen Anfang von „Außer Dienst“ benützt hat (oben S. 110), ist zuerst im Neuen Wiener Tagblatt, Sonntag den 6. März 1904 (38. Jahrgang, Nr. 66), gedruckt. Auf diesem ersten Druck beruht sowohl der durchgesehene Text in der zweiten Auflage der Camera obscura (1904, Seite 213—238), als auch der aufs neue durchgesehene in dem Österreichischen Volkskalender 1905, redigiert von F. Armin und Rudolf Holzer (61. Jahrgang, Wien, Seite 20—28). In dem Tagblatt und in dem Volkskalender führt die Novelle den Untertitel: „Eine Künstlergeschichte“.

I.

Ich hatte die Ausstellung der Sezession besucht. Es war noch früh am Vormittage, und so durchschritt ich, von seltsam schönen und seltsam häßlichen Gemälden umgeben, fast allein die stillen, geheimnisvoll ineinander mündenden Räume. In dem größten war Klingers Beethoven ausgestellt. Während ich nun vor dem kunstvoll gearbeiteten Bildwerk, das mich weit mehr an die Gestalt Schopenhauers als an jene des großen Tonmeisters erinnerte, in Betrachtung stand, wurden nebenan Stimmen laut. Bald darauf traten drei junge Männer herein mit einer Dame, die, obgleich sie schon tief in den Dreißigern stehen mochte, von auffallender Schönheit war. Einen etwas zerknitterten grotesken Modehut auf der à la Cleo de Merode gescheitelten fahlblonden Haarfülle, trug sie einen enganliegenden grauen Regenmantel, der sich im Zuschnitt nicht wesentlich von den Frühjahrsulstern der drei Herren unterschied und die geschmeidige Fülle ihres hohen Wuchses sehr deutlich hervortreten ließ. Ihr Antlitz mit der zart geschwungenen Nase wies schon feine Fältchen auf, aber es leuchtete in einem kräftig rosigen Kolorit, und die lichten, langgeschnittenen Augen unter dunklen Brauen gaben diesem Gesicht, das ich schon einmal gesehen haben mußte, einen höchst eigentümlichen Reiz. Als jetzt der Blick der Dame auf mich fiel, schien auch in ihr eine Erinnerung aufzuzucken, denn der Ausdruck des Befremdens glitt über ihre Züge. Aber nur ganz flüchtig. Denn sie hatte sich schon wieder ihren Begleitern

zugewendet, die sehr eindringlich auf die Schönheiten der Statue hinwiesen. Das Gespräch, das sich dabei entwickelte, überzeugte mich, daß es Künstler waren, die hier ihre Ansichten mit leidenschaftlichem Eifer zum Ausdruck brachten. Ich empfand das nachgerade als Störung und entfernte mich früher, als ich es sonst würde getan haben.

Draußen in der Vorhalle fragte ich das weibliche Wesen, das in stilisierter Anmut an der Kasse saß, ob es nicht wisse, wer die Leute seien, die eben früher gekommen waren.

„Ach ja," lautete die Antwort, „das sind zwei Maler und ein Bildhauer." Von den Namen, die auch gleich genannt wurden, war mir einer nicht unbekannt.

„Und die Dame?" fragte ich weiter.

„Ist, glaub' ich, eine Malerin aus München. Wie sie heißt, weiß ich nicht."

Ich wußte es auch nicht, oder doch: des Vornamens glaubt' ich mich jetzt zu entsinnen. Und während ich nun in den sonnigen Tag hinaustrat und längs der neuen Anlagen am Ufer der Wien dahinschritt, tauchten vor mir immer deutlicher, immer lebendiger Gestalten und Ereignisse aus vergangenen Jahren auf . . . .

* * *

Zur Zeit meiner literarischen Anfänge nahm ich oft an einer Tischgesellschaft teil, die sich allabendlich in einem schlichten Gasthause auf der Wieden zu versammeln pflegte und aus Künstlern und solchen, die es werden wollten, bestand. Vorwiegend waren es Maler und Bildhauer, die sich dort nach des Tages Mühen und Sorgen behaglich auslebten. Auch einige gebildete Laien hatten sich dem Kreise angeschlossen, wo bei aller Ungezwungenheit, ja oft Ausgelassenheit des Tones doch über die hohen und höchsten Fragen der Kunst verhandelt wurde.

Unter den Malern, die man dort antraf, befand sich auch einer, der von seinen Kollegen gemeinhin der „Hellene" genannt wurde. Er war einer der späteren Schüler Rahls gewesen und

setzte nach dessen Tode das Werk des Meisters insofern fort, als er seine Vorwürfe ausschließlich dem Mythos des griechischen Altertums entnahm. Da zu jener Zeit der Formalismus noch sehr in Ansehen stand, so fanden seine korrekten, trotz einer gewissen Trockenheit nicht ungefälligen Bilder bei den Ausstellungen des alten Kunstvereins Beifall und Käufer. Er erhielt sogar Aufträge zu Wandgemälden und Friesen für Prunkräume mehrerer damals eben neuerbauter Palais, die er denn auch ziemlich gleichmäßig mit Darstellungen aus der Odyssee oder dem trojanischen Kriege versah. Infolgedessen kam er auch mit der vornehmen Welt in Berührung. Er wurde häufig zu ihren Gesellschaften geladen, wodurch er selbst, mehr unwillkürlich als absichtlich, vornehme Allüren annahm. So unterschied er sich schon äußerlich von dem Kreise, in dem er sich meistens erst spät, von einem Diner oder einer Soiree kommend, einfand. Da saß er nun gar oft im Frack oder schwarzen Leibrock bei den ziemlich nachlässig gekleideten Tischgenossen, in deren Mitte er sich ausnahm wie sein steifer funkelnder Zylinder zwischen den vielfach zerquetschten Schlapphüten, die an der Wand hingen. Daß er in der Regel den Gerstensaft, der um ihn her reichlich genossen wurde, verschmähte und sich aus dem nächsten Kaffeehause eine Tasse Tee herüberholen ließ, machte ihn zu keinem sehr gemütlichen Gesellschafter, wie er denn überhaupt bei den meisten Anwesenden nicht sonderlich beliebt war. Sehr von sich eingenommen und überzeugt von der Vollkommenheit seiner Arbeiten, war er ein scharfer, unerbittlicher Kritiker fremder Leistungen, so daß es, wenn man ihn reden hörte, eigentlich keinen anderen Maler gab als ihn selbst. Er sprach beständig von der „großen" Kunst und ließ deutlich durchfließen, daß alles übrige nicht sehr hoch anzuschlagen sei. Dadurch fühlten sich begreiflicherweise diejenigen getroffen, die sich dem Genre und der Landschaft gewidmet hatten, und so kam es oft zu weitläufigen Debatten, wobei er, empfindlich und reizbar, wie er war, sehr heftig werden konnte. Einen gefährlichen Gegner

hatte er an einem Bildhauer, dem man den Beinamen „Wasserspeier" gegeben hatte, weil er in immer neuen und wechselvollen Hervorbringungen solch fratzenhafter Gebilde unerschöpflich war. Sein Talent neigte überhaupt zur Karikatur, daher die Porträtbüsten, mit denen er sich zur Geltung bringen wollte, in ihrem übertriebenen Realismus mehr abstießen als anzogen. Er erhielt keine Aufträge und war gezwungen, um nur sein Leben zu fristen, sich beim Bau der Votivkirche zu verdingen, an deren Ornamentik er vom frühen Morgen bis zum späten Abend mitarbeitete. Möglich, daß er den Hellenen um seine materiellen Erfolge beneidete; aber die beiden waren eben die entschiedensten Gegensätze. Schon im Äußeren. Während der eine, hoch und schlank gewachsen, immer nach der Mode gekleidet war, ging der andere, klein, gedrungen und kurzhalsig, in einer abgeschabten Samtbluse einher, auf deren Kragen das straffe, weißblonde Haar lang hinabfiel. Oft erschien er auch gleich im Arbeitskittel und brachte den Hellenen, der immer nur feine Zigarren rauchte, schon dadurch in Verzweiflung, daß er ihm den Qualm ordinären Knasters aus einer kurzen Holzpfeife unter die Nase blies. Aber der Zwiespalt lag tiefer. Der eine war eine pathetische, der andere eine zynische Natur, deren schlagfertiger Witz bei entbranntem Meinungsstreite stets die Lacher auf der Seite hatte.

Inzwischen aber hatte sich außerhalb des kleinen Kreises im Laufe der Zeit ein bedeutsamer Wandel vollzogen. Das „Künstlerhaus" war fertig geworden — und damit war auch eine neue Ära in der Wiener Kunstwelt angebrochen. Schon bei den ersten Ausstellungen tauchte ganz plötzlich eine glänzende Erscheinung auf: Hans Makart. Seine „Modernen Amoretten" und bald darauf „Die Pest in Florenz" erregten sensationelles Aufsehen und riefen die sich widerstreitendsten Urteile hervor. Natürlich am meisten bei den Künstlern. Während die alten und älteren entrüstet oder bedenklich die Köpfe schüttelten, waren die jungen und jüngsten in begeisterter Anerkennung Feuer und

Flamme. Daß der Hellene zu den heftigsten Tadlern gehören würde, war vorauszusehen, und er verabsäumte nicht, bei erster Gelegenheit sein Mißfallen vor der versammelten Tischgesellschaft in den stärksten Ausdrücken kundzugeben. „Das ist gemalte Unzucht!“ schrie er.

„Immer noch besser, als gemalte Langeweile!“ schrie ihm der Wasserspeier entgegen.

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte der andere, indem er ihn herausfordernd ansah.

„Daß Sie jetzt mit Ihren altbackenen Griechen einpacken können. Makart wird Epoche machen und den Leuten ganz andere Wandbilder malen als Sie.“

„Ja, in Bordellen! Dorthin gehören seine Bilder. Aber auch davon abgesehen sind sie künstlerisch ganz schlecht. Der Mann kann nicht zeichnen. Er drängt seine Figuren in einen Raum zusammen, darin sie nicht Platz finden. Sie haben keinen Boden unter den Füßen. Daher quirlet auch alles molluskenhaft durcheinander. Es ist keine Perspektive darin.“

„Aber die Farben!“ wendete man von allen Seiten ein. „Welch reizvolle Abtönung! Welch zauberhafte Leuchtkraft!“

„Ach was, Farben!“ rief der Hellene. „Farben allein geben kein Gemälde, höchstens Farbenflecke. Man brauchte ja sonst nur ganz einfach die Palette gegen die Leinwand zu werfen.“

„Schade, daß Sie das nicht tun!“ höhnte der Wasserspeier. „Da würde doch etwas Saft in Ihre dürren Götter und Helden kommen.“

Der Hellene bebte vor Wut. „Reden Sie nicht! Was verstehen Sie von Malerei! Sie sind nichts weiter als ein Steinmetz!“

„Und Sie nichts anderes als der höhere Schildermaler!“

Der Hellene erhob sich mit halbem Leibe. Er war bis in die Lippen hinein bleich geworden, und einen Augenblick schien es, als wollte er sich an dem kurzhalsigen Gegner vergreifen. Aber er faßte sich, stand auf und langte nach Oberrock und Zylinder.

Fast alle Anwesenden erhoben sich, um ihn mit begütigenden Worten zurückzuhalten. Er aber widerstand. „Meine Herren," sagte er stolz, „Sie begreifen, daß ich nicht länger in Ihrer Mitte verweilen kann. Nicht etwa wegen jenes Menschen dort. Er ist nicht imstande, mich zu beleidigen; ich würde ihn von heute ab vollständig als Luft behandeln. Aber ich habe erkannt, daß meine künstlerischen Anschauungen den Ihrigen vollständig entgegengesetzt sind — und somit bin ich auch hier überflüssig." Sprach's und ging. Draußen in der allgemeinen Gaststube rief er nach dem Kellner, um seine Zeche zu bezahlen.

Mit sehr gemischten Empfindungen setzte man sich wieder. Was da vorgefallen, tat eigentlich keinem so recht leid. Dennoch mißbilligte man die rücksichtslosen Äußerungen des Bildhauers und machte ihm Vorwürfe, daß er so weit gegangen war.

„Ach was!" rief dieser, mit starken Schlägen seine Pfeife ausklopfend, „dem eingebildeten Narren mußte einmal die Wahrheit gesagt werden!"

Der Hellene erschien also nicht wieder in der Gesellschaft, die sich übrigens allmählich auflöste. Denn mit dem neuen Künstlerhause waren größere und bedeutendere Vereinigungen ins Leben gerufen worden, welchen beizutreten, im Interesse der Einzelnen lag. So fand man sich immer seltener in dem engen, verräucherten Lokal zusammen, das schließlich selbst zu den gewesenen gehörte, da das alte, baufällige Haus, in dem es sich seit einer langen Reihe von Jahren befunden hatte, niedergerissen wurde.

II.

Die Vorhersagung des Wasserspeiers war eingetroffen: Makart hatte Epoche gemacht. Der mächtige Einfluß seiner Kunst erstreckte sich nach allen Richtungen hin. Die Pracht der Renaissance leuchtete durch ihn wieder blendend auf in Neubauten, Interieurs und in der Tracht der Frauen. Überall

wurde man an den tonangebenden Geschmack des Meisters erinnert, dessen Atelier, dessen verschwenderisch ausgestattete Wohnräume der Sammelplatz der vornehmsten Welt geworden waren. Und neben Makart tauchten in Österreich andere bedeutende Künstler auf: die Maler Gabriel Max, Defregger, Leopold Müller, Rudolf Huber, Passini und der Bildhauer Tilgner. Alles früher Dagewesene trat zurück oder kam mehr und minder in Vergessenheit. Nicht zum wenigsten der Hellene, dessen Bilder immer seltener zu erblicken waren, bis sie endlich sogar von den dürftigen Ausstellungen im alten Schönbrunnerhause verschwanden.

Ihn selbst hatte ich nicht mehr zu Gesicht bekommen. Ich lebte zu jener Zeit des Glanzes und Farbenrausches, der sich auch in der Literatur geltend machte, still und unbeachtet in Döbling, Erscheinungen und Mächte des Lebens, die außerhalb der allgemeinen Strömung lagen, in dichterischen Gebilden festhaltend. Nunmehr aber wurde ich durch allerlei Umstände bestimmt, Wien für längere Zeit, vielleicht für immer zu verlassen. So führten mich Angelegenheiten, die geordnet, Besuche, die abgestattet werden mußten, öfter als sonst nach der Stadt.

Eines Tages hatte ich mich aufgemacht, um Verwandten Lebewohl zu sagen, die am Rennweg in einem ehemaligen Herrschaftshause wohnten, das schon längst nur mehr Mietparteien beherbergte. Ein nicht ungeräumiger Garten befand sich dabei, der sich in seiner Verwilderung ganz malerisch ausnahm. Auch dort hausten Leute in einem niederen Erdgeschoß, woselbst sich einst gräfliche Dienerschaft befunden haben mochte.

Als mein Besuch abgetan war, stieß ich in der Einfahrt mit einem Herrn zusammen, der sich eben in das Haus begeben wollte. Wir blickten einander zweifelhaft an, eh' die gegenseitige Erkennung vor sich ging. Es war der Hellene. Er sah gealtert aus, und seine Kleidung, wenn auch noch immer sehr sorgfältig gehalten, erschien etwas abgetragen und fadenscheinig. Er zeigte sich bei der Begrüßung nicht sonderlich

erfreut. „Wir haben uns lange nicht gesehen", sagte er mit säuerlicher Miene.

„Ja, es ist eine Zeit her", erwiderte ich. „Wie geht es Ihnen?"

„O ganz vortrefflich. Ich male fleißig, wenn ich auch nicht mehr ausstelle. Man hat mir einmal ein Bild zurückgewiesen, und ich bin nicht der Mann, der ein zweites Mal kommt. Hab' es auch Gott sei Dank nicht notwendig. Es gibt noch immer Leute, die meine Bilder kaufen, ohne daß sie früher im Künstlerhause zu sehen waren. Wollen Sie einen Augenblick in mein Atelier treten?"

„In Ihr Atelier?"

„Ich habe hier die Gartenwohnung gemietet und das angrenzende Treibhaus, das seit Jahren unbenützt gestanden, zum Atelier herrichten lassen. Vielleicht interessiert es Sie, meine neuesten Arbeiten kennen zu lernen."

„Gewiß", sagte ich, obgleich mich die Einladung nicht sonderlich verlockte.

„Nun, dann kommen Sie!" Er schritt mir über den Hof voran und öffnete die Gittertür des Gartens. Es war gerade die erste Frühlingszeit. Der vernachlässigte Rasen schimmerte in frischem Grün und aus den schwellenden Knospen der Sträucher drängten sich zarte Blättchen. Ein alter knorriger Birnbaum stand über und über in weißen Blüten. Das kleine Wohngebäude nahm sich mit seinen grauen, von der Feuchtigkeit beschlagenen Außenwänden in der hellen Lenzpracht recht düster aus. Wir gingen daran vorbei und traten in das Atelier, dessen Tür er aufschloß. Die südliche Glaswand war mit dickem Papier verklebt, nach Norden hin war ein hohes und breites Fenster ausgebrochen worden. In dem nicht allzu großen Raume standen in der Nähe eines Blechöfchens zwei Staffeleien, eine größere und einer kleinere, mit angefangenen Bildern. Einige fertige Gemälde hingen und lehnten an den Wänden.

Er wies darauf hin. „Hier haben Sie meine Arbeiten aus jüngster Zeit."

Ich betrachtete sie. Der Hellene war seiner Richtung treu geblieben. Aber es fiel mir auf, daß er das Nackte jetzt weit mehr hervortreten ließ und Vorwürfe wählte, die nach der erotischen Seite hin lagen. Ich sah ein Urteil des Paris, eine Leda und eine Psyche, die den schlafenden Eros mit der Lampe beleuchtet. Aber gerade hierin zeigte sich auch weit mehr als früher die Reizlosigkeit seiner Darstellung. Alles Menschlichkörperliche erschien hart und kreidig, das Beiwerk dumpf und unbestimmt in der Farbe.

„Nun, was sagen Sie?" fragte er nach einer Weile.

Was konnt' ich anderes, als mich lobend äußern?

„Nicht wahr?" rief er aus, „das sind ganz andere Gestalten als die hohlen Makartschen Farbenschemen! Und ganz ohne Modelle gemacht! Ich bin eben kein Abmaler, sondern ein Maler. Mag jener Herr im Gußhause immerhin pikante Frauen aus der Wiener Gesellschaft in sein Atelier laden, um sie auf unsinnigen Kompositionen — wie jener Einzug Karls des Fünften — in ganz unmöglichen Körperverrenkungen anzubringen; ich trage meine Bilder in mir. Übrigens wird sein Ruhm sich bald verdunkelt haben, wie die Farben auf seinen ersten Bildern, die sich heute schon wie verkohlt ausnehmen. Das habe ich erst kürzlich gesehen, als ich einen einstigen Gönner besuchte, der mir untreu geworden war und sich sein Arbeitszimmer von Makart mit Plafond- und einem Seitengemälde hat versehen lassen. Scheußlich, sage ich Ihnen! Alles nachgedunkelt; kaum daß man noch gelb und rot darauf erkennt. Und die Figuren leblos, die Bäuche wie mit Stroh ausgestopft. Meine Bilder werden noch in hundert Jahren so aussehen wie jetzt, denn ich schwindle nicht mit künstlich zubereiteten Farben. Und dann werden auch meine Arbeiten mit Gold aufgewogen werden. Sehen Sie nur dort an der Staffelei meine letzte: eine Nausikaa!"

Ich wandte mich nach dem Bilde, das im ganzen erst untermalt war. Nur die Figur der phäakischen Königstochter trat

schon ziemlich ausgeführt hervor. Und nun war ich aufs höchste überrascht: eine so liebliche Schöpfung hatte ich dem Hellenen nicht zugetraut. Besonders schön war das Antlitz der jugendlichen Gestalt, die sich am Meeresstrand höchst anmutig von denen der sie umgebenden Mägde abhob.

Er stand mit leuchtenden Augen in Erwartung da.

„Das wird sehr schön", sagte ich.

„Nicht wahr? Da durft' ich mich einmal an die Natur halten. Diese Nausikaa ist eigentlich ein Porträt. Nicht etwa, daß man mir dazu gestanden oder gesessen hätte, keineswegs. Aber ich habe das Original seit einem Jahre täglich vor Augen, und so brauchte ich eigentlich gar nicht darauf hinzusehen und konnte die Figur aus meinem Innern herausmalen."

„Und wer ist denn das Original?" erlaubte ich mir zu fragen.

„Meine Schülerin. Die Tochter einer armen Frau, der Witwe eines Försters, die im Vorderhause eine kleine Wohnung inne hat. Die Mutter brachte mir eines Tages zeichnerische Versuche des noch halben Kindes. Ich fand Talent in den Umrissen und begann Unterricht zu geben. Ich hatte mich nicht getäuscht. Das junge Geschöpf machte erstaunliche Fortschritte — und jetzt kopiert es schon Bilder von mir. Ganz vortrefflich, wie Sie sehen." Er wies nach dem Gemälde an der kleineren Staffelei. Es stellte irgend einen trojanischen Helden vor und war frischer und lebendiger gemalt als das Original, das dicht dabei an einen Stuhl gelehnt stand. Die Kopie war entschieden vorzuziehen.

„Wirklich sehr gut", sagte ich.

„Ja, die beschreitet meine Bahnen! Und sobald ich wieder zu voller Geltung gelange, wird sie auch meine Erfolge teilen."

In diesem Augenblick wurde flüchtig an die Tür geklopft, und herein trat ein ganz junges Mädchen in einem abgenützten hellgrauen Kleide, ein weißes gehäkeltes Tuch leicht um die zarten Schultern geschlagen. Bei meinem Anblick prallte sie hocherrötend zurück.

„Nur herein, liebe Steffi," rief der Hellene, „nur herein! Es ist ein alter Bekannter von mir. Er hat soeben Ihre Kopie bewundert."

Sie näherte sich, noch immer sehr befangen, die großen hellen Augen unter dunklen Wimpern und Brauen halb zu Boden gesenkt. Wir wurden einander vorgestellt. „Fräulein Stephanie —" den Zunamen überhörte ich.

Sie machte einen reizend linkischen Knix. „Ich wollte malen kommen", sagte sie mit leiser, aber doch klangvoller Stimme.

„Ja, Sie sind immer fleißig", sagte der Hellene, indem er mit der Rechten sanft über ihr dichtes matt-blondes Haar strich, das rückwärts in zwei langen Zöpfen hinabhing. „Aber Ihr Fleiß wird sich auch lohnen."

„Ich will nicht stören", sagte ich und machte mich zum Gehen bereit. „Auch meine Zeit ist gemessen."

„Nun, dann leben Sie wohl! Und kommen Sie bald wieder. Vielleicht finden Sie meine Nausikaa schon vollendet."

„Ich dürfte wohl kaum mehr erscheinen können," erwiderte ich, „denn ich verreise."

„So. Wohin denn?"

„Es ist eigentlich keine Reise. Ich ziehe mich aufs Land zurück."

„Ihr Dichter habt es gut", sagte der Hellene nachdenklich. „Euch frommt die ländliche Einsamkeit. Ich habe Wien eigentlich auch satt, aber wir Maler brauchen nun einmal die Städte." Er reichte mir die Hand; das Mädchen knixte wieder ganz lieblich.

Als ich auf den Rennweg hinaus trat, klingelte eben ein Tramwagen heran. Ich stieg ein, und während der Fahrt meinen Gedanken nachhängend, kam ich zur Überzeugung, daß der zwar nicht alte, aber doch alternde Meister die junge Schülerin liebe.

III.

Eine lange Zeit war verstrichen. In der Kunst und in der Literatur hatten sich inzwischen die verschiedenartigsten Wandlungen vollzogen. Manch glänzender Stern war verblichen oder erloschen. Auch der Makarts. Er selbst war nicht lange nach meinem Zusammentreffen mit dem Hellenen gestorben; der Wiener Festzug im Jahre 1879, dessen Gruppen und Kostüme er entworfen, war sein letzter Triumph gewesen. Und seltsam: so überwältigend der Einfluß seiner Kunst während seines Lebens sich erwiesen — er hörte auf, sobald ihm der Pinsel entsunken war. Denn schon war aus Frankreich die Freilichtmalerei herübergekommen; ihr folgte der Verismus, der Impressionismus und wie all die Richtungen hießen, die sich nun mit kaum mehr übersehbaren Gruppen von neuen Künstlern geltend machten. Und nebenher begannen Böcklins lang unbekannt gebliebene Schöpfungen aufzuleuchten. Die Erwartung des Hellenen aber, daß man auf seine Bilder zurückgreifen werde, hatte sich nicht erfüllt: er war und blieb verschollen — für mich wenigstens, der noch immer fern von Wien lebte.

Endlich war ich dorthin zurückgekehrt. Bei einem Gange auf die Wieden, den ich eines Nachmittags unternahm, kam mir in der Nähe des alten Schikanedersteges ein kleiner, gedrungener Mann entgegen, in dem ich beim ersten Anblick den Wasserspeier erkannte. Er sah noch ganz so aus wie früher, es war als trüge er noch denselben abgegriffenen Schlapphut, dieselbe spiegelnde Samtjacke; nur sein straffes Haar hatte sich bis zu völligem Weiß entfärbt. Er achtete nicht auf mich und wollte an mir vorüberhasten. Ich hielt ihn an. Er betrachtete mich forschend. „Was!" rief er endlich aus, „Sie leben auch noch?"

„Wie Sie sehen."

„Und was machen Sie?"

„Nichts", erwiderte ich gewohnheitsmäßig. „Und Sie?"

„Ich? Ich steinmetze", versetzte er mit seinem alten gif-

tigen Zynismus. „Freilich nicht mehr an der Votivkirche, sondern wo man mich gerade brauchen kann. Als Künstler bin ich von Tilgner in den Grund gebohrt worden. Er hat getroffen, worauf ich zielte. So geht's, wenn man mit einer Sache zu früh kommt. Und so hat auch der Hellene mir gegenüber recht behalten. Sie erinnern sich doch noch seiner?"

„Gewiß."

„Aber auch i ch habe recht behalten. Denn er ist der höhere Schildermaler geblieben bis an sein Ende."

„Ist er gestorben?"

„Ja, vor zwei Jahren. Die Zeitungen haben ihm nicht einmal einen kurzen Nekrolog angedeihen lassen, so sehr war er in Vergessenheit geraten. Er hat einen recht üblen Ausgang genommen."

„Wieso?"

„Nun sehen Sie. Er hatte immer auf den Niedergang Makarts gewartet, der sollte ihn emporbringen, meinte er. So sagte man mir wenigstens, denn ich verkehrte ja nicht mehr mit ihm. Nun war Makart wirklich tot, er aber wurde dadurch nicht lebendig. Einmal aber schien ihm doch ein Glücksstern leuchten zu wollen. Er hatte ausnahmsweise ein sehr hübsches Bild gemalt, eine Nausikaa oder so was, — ich selbst hab' es mir nicht angesehen. Es wurde im Künstlerhause ausgestellt und gleich von der Wand weg zu einem hohen Preise gekauft, so daß der Hellene schon im siebenten Himmel schwebte. Aber gerade dieses Bild wurde sein Unglück. Denn er hatte dazu seine Schülerin, die er heiraten wollte, als Modell benützt, für das man sich jetzt um so mehr zu interessieren begann, als der Meister die reizende Anfängerin in Künstlerkreisen zu poussieren trachtete. Und da hatte sie ihm auch im Handumdrehen eine junger Freilichtler weggeschnappt. Die schöne Helena war mit dem neuen Paris nach München durchgegangen, wo sie die Klassizität des Meisters aufgegeben und sich aufs Tierfach geworfen hat. Sie soll jetzt ganz vortrefflich Hunde und Katzen malen.

Der alte Menelaos aber raufte sich das Haar. Dazu kam noch, daß die Bilder, die er später pinselte, wie seine früheren waren, und so wurden sie wieder ohne Schonung zurückgewiesen. Was wollen Sie? Die Kunsttrödler mußten herhalten, und nach und nach stellten sich auch körperliche Gebrechen ein, die ihm das Arbeiten erschwerten. Schließlich versagten die Augen. Er kam in Gefahr, zu verhungern. Ein plötzlicher Herzschlag hat ihn vor diesem Schicksal bewahrt."

„Das ist sehr traurig", sagte ich.

„Ja, sehr traurig", wiederholte der Wasserspeier. Aber es klang etwas wie Schadenfreude hindurch. „Übrigens", fuhr er fort, „hat es ja eigentlich keiner von allen denen, die sich einst im „Goldenen Sieb" versammelten, zu etwas Rechtem gebracht. Ein paar sind schon jung gestorben, wie der vielversprechende Schlachtenmaler, der schöne Maly. Und von den anderen hat sich höchstens der Schindler, der jetzt auch schon tot ist, mit seinen Landschaften durchgesetzt. Freilich hat's lang genug gedauert, und kaum eingetreten, waren seine Erfolge auch schon vorüber. Die Herren Sezessionisten sind über ihn hinweggeschritten. Bin neugierig, was nach denen kommen wird. Wir können noch vieles erleben. Denn heutzutage gibt es keine Übergänge mehr, sondern nur Übersprünge. Schließlich kommt man zur Erkenntnis, daß alles Modesache ist. Ich sage Ihnen: die ganze Kunst ist nicht einen Pfifferling wert!"

Damit schritt er, flüchtig an seinen Schlapphut greifend, von dannen.

Dissonanzen.

Vorwort des Herausgebers.

Die Handschrift ist „Blansko, 16. Mai 1900" datiert. Sie liegt mit ihren älteren, später ausgestrichenen Lesarten dem ersten Druck in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit" (22. September 1900, Nr. 312), mit den späteren Änderungen dem Abdruck in der ersten Auflage der Camera obscura (1901, Seite 183—210) zugrunde. In beiden Drucken aber sind, wohl erst bei der Korrektur, neue Änderungen vorgenommen worden, in denen der zweite mit dem ersten mitunter übereinstimmt, mitunter aber auch nicht. Die zweite Auflage der Camera obscura (1904, S. 239—262) stimmt mit der ersten bis auf einen Druckfehler wörtlich überein. Auch hier hat der Dichter die Dialognovelle an das Ende der vermehrten Sammlung gestellt; es ist die einzige Abweichung von der chronologischen Anordnung, die er sich bei den Novellen gestattet hat.

Es war großer Jagdtag gewesen. Eine Anzahl von Gästen, die nach dem späten Diner ihre benachbarten Wohnsitze noch zu erreichen vermochten, fuhr in leichten Wagen durch das Portal in die dunkle, frostige Herbstnacht hinein. Desto behaglicher fühlten sich die Zurückbleibenden in dem durchwärmten, hell erleuchteten Rauchzimmer, das an die gewölbte Speisehalle stieß. Dort saßen sie nun weit zurückgelehnt mit gekreuzten Beinen, die langen Spitzen der funkelnden Lackschuhe vor sich hinstreckend, plauderten, lachten, schlürften Kognak oder Chartreuse, bis sie sich endlich anschickten, mit dem Schloßherrn ein kleines Baccarat zu machen. Auch eine schöne junge Gräfin, Schwester des Fürsten, die sich in ihrer blaßgelben Crêpe-de-Chine-Toilette zwischen den schwarzen Smokinganzügen der Herren gleich einer Teerose ausnahm, beteiligte sich an dem Spiel. Sie hatte schon die Jagd mitgemacht und langte jetzt, eine große Zigarre zwischen den Lippen, mit ihren nervigen, prachtvoll beringten Sportshänden nach den Kartenblättern, die ihr zugezählt wurden.

Während sich nun hier unten die Aufregungen des Spiels immer lauter äußerten und stets neue Havannas aus den Stanniolhüllen gelöst wurden, so daß des angehäuften Rauches wegen ein Fensterflügel geöffnet werden mußte, war oben im Salon ein kleinerer, stillerer Kreis um die Fürstin-Mutter versammelt. Diese, eine stattliche Dame mit leicht ergrauten Haaren, saß in einem tiefen, äußerst bequemen Fauteuil und bewegte mit den feinen, schimmernden Fingern zwei Stricknadeln aus Elfenbein, mit

denen sie, einen Knäuel Wolle vor sich, für arme Dorfkinder Jäckchen und Röckchen anfertigte. Dieser ruhigen, mechanischen Arbeit pflegte Fürstin Therese einen vorwiegend großen Teil ihrer Zeit zu widmen, während ihr beständig reger Geist nach allen Richtungen hin seine Fühler ausstreckte. Sie selbst nahm nur selten ein Buch zur Hand, was durch eine gewisse Schwäche ihrer Augen bedingt sein mochte. Aber vier Personen waren abwechselnd beschäftigt, ihr viele Stunden des Tages und der Nacht vorzulesen, so daß ihr keine nur irgend nennenswerte literarische Erscheinung fremd blieb. Russen und Deutsche liebte sie sehr; Franzosen, Engländer und Skandinavier standen in zweiter Linie, wenn sie auch diese keineswegs geringer schätzte, wie denn die Objektivität ihres Urteiles in den meisten Dingen Erstaunen erregen konnte. Auch wissenschaftliche Werke wurden zur Lektüre herangezogen, man war aber begreiflicherweise nicht imstande, sie erschöpfend durchzunehmen. Daher strebte die Fürstin auf solchen Gebieten nach Belehrung durch mündliche Unterhaltung, indem sie Gelehrte, Künstler und Schriftsteller in ihre kleinen Zirkel lud, wo die meisten sehr bald heimisch wurden, da sie fühlten, daß man ihnen hier wirkliches geistiges Interesse entgegenbrachte.

Diesmal befand sich im Schlosse ein junger Doktor zu Gast, der in Wien als Privatgelehrter lebte. Eigentlich Polyhistor, hatte er sich seit einiger Zeit ganz auf die Sozialpolitik geworfen und durch eine Reihe publizistischer Artikel ungemeines Aufsehen erregt. Er wurde daher viel in Gesellschaft gezogen, selbst in die hervorragendsten Kreise, denn er besaß auch sehr angenehme weltmännische Eigenschaften. Er war ein ganz vortrefflicher Reiter und Tänzer und zeichnete sich besonders als kühner Radfahrer aus. Als die Fürstin, die mit ihm im Laufe des Winters an einem dritten Orte zusammengetroffen war, erfahren hatte, daß er in einer benachbarten Stadt Vorlesungen halte, schrieb sie ihm dort hin und bat ihn, auf der Rückreise das Schloß zu besuchen. Er hatte die Einladung verbindlichst

angenommen, hatte sich gleich bei seinem Eintreffen den Jägern angeschlossen und saß nun in tadellosem Frack und weißer Halsbinde zur Rechten der Fürstin, die sich mit ihm über die soziale Frage unterhielt. Seine schmalen Lippen umspielte dabei ein halb dienstfertiges, halb ironisches Lächeln, während seine runden stahlblauen Augen in einem kalten Feuer glänzten. Sonst aber blieb sein Gesicht unbeweglich, wie die auffallend kahle Schädeldecke, die sich, nach oben etwas zugespitzt, wie ein halbes Straußenei ausnahm. Der Fürstin zugewendet, schien der berühmte Doktor bei seinen Auseinandersetzungen die übrigen Anwesenden gar nicht in Betracht zu ziehen.

Unter diesen befand sich auch ein Schwager der Fürstin, Graf Erwin. Als zweiter Bruder ihres verstorbenen Gemahls hatte er niemals ein beträchtliches Vermögen besessen und auch dieses in seiner bewegten jungen und jüngeren Zeit nahezu aufgebraucht. Geistig begabt und im Theresianum erzogen, war er zum höheren Staatsdienste bestimmt gewesen. Aber er zog es vor, in die Armee zu treten. Als Rittmeister bekam er es satt und ließ sich der Gesandtschaft in Madrid attachieren, wo er bald Legationsrat wurde. Dennoch schien er es auch dort nicht nach seinem Geschmack gefunden zu haben. Denn als die Errichtung des mexikanischen Thrones im Zuge war, trat er als Major in die Dienste des unglücklichen Kaisers Max. Nachdem die Tragödie mit der Katastrophe von Queretaro ihren Ausgang genommen hatte, kehrte er, angegriffen vom tropischen Klima, als müder Mann nach Europa zurück, um fortan in vollständiger Zurückgezogenheit auf dem Familienstammgut zu leben. Er bewohnte, etwas abseits vom Schlosse, einen in Rokokostil erbauten Pavillon, der nunmehr mit dem ausgedehnten Park und der nächsten landschaftlichen Umgebung seine Welt geworden war. Bis auf die feinen Zigarren, die er rauchte, war er vollständig bedürfnislos und ließ sich, wenn er allein mit seinem Diener hier hauste, oder auch sonst, wenn es ihm gerade in den Sinn kam, von einer Gärtnersfrau ein sehr schlichtes

Mahl bereiten. Auch dem Schneider gab er äußerst wenig zu verdienen und behalf sich mit seiner verjährten Garderobe, wobei er jedoch immer aufs geschmackvollste gekleidet war und selbst in fadenscheinigen Röcken höchst vornehm aussah. Alle noblen Passionen hatte er längst aufgegeben, selbst die Jagd; nur an mehrstündigen Morgenritten auf einem alten, aber noch immer schönen und feurigen Lipizaner Schimmel hielt er fest. Langeweile kannte er nicht. Wollte sie ihn hin und wieder doch anwandeln, so griff er nach einem seiner Bücher, deren er allerdings nicht allzu viele besaß. Es waren nur Werke von älteren Autoren in eigentümlicher Auswahl. An der Spitze die französischen Enthymematiker: Montaigne, Chamfort, Larochefoucauld. Dann Voltaires Candide und Rousseaus Bekenntnisse. Englisches fand sich vor von Fielding, Smollet, Swift und Sterne. Deutsches: Brandts Narrenschiff, Lichtenbergs aphoristische Schriften, Thümmels Reisen im mittäglichen Frankreich — und Goethes Werther. Das war, einschließlich des Don Quixote, der Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen und einiger wissenschaftlicher Kompendien so ziemlich alles. Diese Prosaschriften — Verse konnte er nicht ausstehen — las er wieder und wieder, obgleich er sie bereits auswendig wußte. Daran, sagte er, war ihr unvergänglicher Wert zu erkennen. Er stand daher auch in stetem Widerspruch mit der Fürstin, die immer nur Neues las und in ihn drang, dies oder jenes kennen zu lernen. Aber er wies ihr Ansinnen hartnäckig zurück. Manchmal wenn, er sich unbeachtet glaubte, nahm er eines der empfohlenen Bücher zur Hand und blätterte darin. Ertappte man ihn dabei, so legte er es sofort weg und tat nach den paar Seiten, die er gelesen haben mochte, einen oft merkwürdig richtigen Ausspruch über das Ganze. Die Wände des Zimmers, in dem er sich tagsüber aufhielt, waren fast durchgehends mit eingerahmten Kupferstichen Hogarths bedeckt, den er neben Ruysdael für den größten Maler erklärte, den es je gegeben. Dazwischen hingen einige stimmungsvolle Landschaften ohne jede Staffage; über dem Schreibtisch aber

war, nicht gerade von Meisterhand gemalt, das Bildnis einer spanischen Dame zu erblicken, die er in Madrid geliebt hatte. Wie man vermuten konnte, nicht glücklich. Dennoch trieb er mit dem Porträt eine Art Idolatrie, was ihn jedoch keineswegs abhielt, irgend einer Dorfschönen nachzustellen, an der er Gefallen fand. Den Damen seiner Kreise gegenüber betrachtete er sich schon längst als außerhalb jeder Bewerbung stehend, obgleich er auch jetzt mit seiner schlanken, geschmeidigen Gestalt nicht alt aussah. Sein leicht gelocktes Haupthaar war noch immer dicht und braun; nur in dem feinen, zugespitzten Vollbart zeigten sich Silberfäden. So unterschied er sich sehr augenfällig von dem jungen Doktor, dessen Kahlkopf er unausgesetzt mit eingeklemmtem Monokel betrachtete, während er dem Vortrag mit zerstreuter Überlegenheit folgte.

Desto andächtiger aber lauschte der Hofmeister des noch im Knabenalter stehenden jüngsten Sohnes der Fürstin. Verkündete doch der Redner das Evangelium, zu dem er sich, wie jetzt die meisten jungen Leute in ähnlichen Stellungen, selbst bekannte, wenn ihn auch die Verhältnisse zwangen, der Macht des Besitzes untertänig zu sein. Er hatte noch keine eigentliche Berufswahl getroffen, versuchte sich in allerlei Wissenschaften und war ein begeisterter Bewunderer Bismarcks, Richard Wagners und Nietzsches. Hierin traf er mit dem jungen Fräulein zusammen, das ihm gegenübersaß und eine Art Sekretärin der Fürstin war. In ihrer körperlichen Entwicklung etwas zurückgeblieben; hatte sie ein feines, längliches Gesichtchen und große schwärmerische Augen, die zaghaft und schüchtern in die Welt blickten. In ihrem zarten Busen jedoch trug sie eine feuerige Hingabe an die Ziele der modernen Frauenbewegung, an der sie leider nur aus der Ferne teilnehmen konnte. Aber ihre Begeisterung dafür kam bei jeder Gelegenheit zum Durchbruch, daher sie auch beständig mit einer alternden Französin in Konflikt geriet, die früher Gouvernante und jetzt Vorleserin war. Denn diese hielt mit aller Heftigkeit ihres Temperaments

an dem überwundenen Begriff der „Weiblichkeit" fest, für die sie sich ebenfalls bei jedem Anlaß ins Zeug legte. Sie war überhaupt sehr reizbar und geriet in helle Wut, wenn man sie — was gerade deshalb scherzweise oft geschah — eine Deutsche nannte. Sie stammte aus einem kleinen Städtchen in jenem Teile Lothringens, den man den Reichslanden einverleibt hatte, infolgedessen auch ihr Preußenhaß ein grenzenloser war. In dieser Hinsicht hatte sie einen stillen Bundesgenossen an dem bejahrten Hausarzte, der als eingefleischter Altösterreicher dem deutschen Reiche keine Sympathien entgegenbrachte. Aber er hatte die Gewohnheit angenommen, über alles zu schweigen, was nicht mit seinem Amte zusammenhing, und so ließ er sich ebensowenig darüber aus, wie über die moderne Medizin, auf die er mit mißtrauischer Geringschätzung hinabsah, obgleich er in seinem weitläufigen Zimmer die neuesten chirurgischen Instrumente und medizinischen Schriften aufgestapelt hatte. Im Schlosse war er bis zum letzten Diener als hygienischer Tyrann gefürchtet.

So flossen denn in diesem Salon mit seinen steifen Ahnenbildern und verblaßten Gobelins beständig die verschiedenartigsten Gehirnätherschwingungen zu einer eigentümlichen geistigen Atmosphäre zusammen, die etwas von Gewitterluft an sich hatte, wenn auch die taktvolle Objektivität der Fürstin Entladungen in der Regel zu verhüten wußte.

Der Sozialpolitiker hatte eben jetzt eine längere Auseinandersetzung mit einem glänzenden Schlagwort geschlossen, und es wurde still. In diesem Augenblick traten auch zwei Diener, die schon vor der Tür gewartet hatten, mit Teebrettern ein und begannen zu servieren. Die Fürstin nahm eine Tasse, was ihr einen vorwurfsvollen Blick des Hausarztes zuzog, der ihr in letzter Zeit den abendlichen Teegenuß untersagt hatte. Der berühmte Gast folgte ihrem Beispiele, und auch der Graf ergriff eine Tasse, in die er noch ein Löffelchen Rum goß. Der Hofmeister langte nach einem Glase Bier, das Fräulein streckte die schmäch-

tigen Finger nach einem belegten Brötchen, die Französin wählte einige kleine Näschereien aus, während der Arzt seine stoische Enthaltsamkeit durch eine abweisende Handbewegung kundgab.

Als sich die Diener entfernt hatten, sagte die Fürstin: „Ich habe Ihnen noch vielmals zu danken, Herr Doktor. Ihre lichtvollen Belehrungen haben mir wirklich ganz neue Einblicke erschlossen — wenn mir auch, ich gestehe das offen, noch so manches nicht ganz faßlich erscheint."

„Das ist kein Wunder, liebe Resa", warf Graf Erwin etwas ungalant ein. „Auf die sozialistische Doktrin läßt sich der Ausspruch anwenden, den Lichtenberg über die Kantsche Philosophie getan: daß man sie in gewissen Jahren eben so wenig zu lernen vermöge wie das Seiltanzen."

Der Doktor sah ihn überrascht und mit einiger Aufmerksamkeit an. Es wunderte ihn offenbar, dieses Zitat aus dem Munde des Grafen zu vernehmen. „Nun allerdings," sagte er, „ist es ein Thema, an das man nicht früh genug herantreten kann. Denn später macht sich doch immer ein geheimer, kaum mehr zu überwindender Widerstand geltend."

„Bei mir gewiß nicht, Herr Doktor", versetzte die Fürstin. „Ich kann Sie versichern, daß ich dem Gegenstande immer das wärmste, aufrichtigste Interesse entgegengebracht habe. Wir besitzen ja ausgedehnte Industrien, die uns alle diese Fragen seit jeher nahe gebracht. Und meinem verstorbenen Gatten war es ein Herzensbedürfnis, das Los seiner Arbeiter zu verbessern. Es ist vieles veranstaltet und geschaffen worden, das für die Leute als wirkliche Errungenschaft bezeichnet werden kann. Dem einzelnen sind natürlich durch die allgemeinen Verhältnisse Schranken gesetzt. Und in dieser Hinsicht habe ich mich stets wundern müssen, daß der Staat, der doch die Notwendigkeit von Reformen zugibt, nicht ein eigenes Ministerium kreiert —"

„Dafür müßten wir uns bedanken", unterbrach sie der

Doktor hastig. „Das liefe auf bureaukratische Bevormundung hinaus. Nein, Durchlaucht! Wir werden unsere Forderungen schon selbst durchsetzen."

„Aber verzeihen Sie," fuhr die Fürstin ziemlich hartnäckig fort, „gerade einige dieser Forderungen sind mir unverständlich geblieben. Zum Beispiel die sechsstündige Arbeitszeit. Ich bitte Sie, was sollen denn die Leute mit der anderen Hälfte des Tages anfangen?"

„Sie sollen sich bilden."

Ein sarkastisches Lächeln zuckte über das Antlitz des Grafen. „Sie sprechen ein großes Wort gelassen aus", sagte er.

Der Doktor warf das Kinn empor. „Gewiß ist es ein großes Wort! Es ist die Signatur — und die Forderung unserer Zeit."

„Leider", erwiderte der Graf trocken.

„Sie sind also ein Gegner der Bildung, Erlaucht?"

„Keineswegs — wenn ich sie wirklich antreffe."

„Ich verstehe. Aber Sie müssen doch zugeben, daß Bildung nicht vom Himmel fällt. Sie muß eben erworben werden. Und so müssen die Arbeiter trachten, sich Bildung zu erwerben."

„Ich möchte wissen, wie sie das anstellen sollten."

„Wie? Er scheint Ihnen nicht bekannt zu sein, daß bereits allenthalben Volksbildungsvereine ins Leben gerufen sind — daß man bemüht ist, durch zahlreiche, jedem zugängliche Bibliotheken und Vorträge den Gesichtskreis derer zu erweitern, die bis jetzt, an ihre Webstühle gekettet oder in die dumpfe Nacht der Kohlenschächte gebannt, in vollständiger Unwissenheit gelebt haben."

„Darauf kann ich wieder nur sagen: leider!"

„Ach, hören Sie nicht auf ihn, lieber Herr Doktor", fiel die Fürstin ein. „Mein Schwager Erwin gefällt sich in Paradoxen. Aber Sie müssen mir doch erlauben, zu bemerken, daß ich alle diese gewiß sehr löblichen Anstalten ziemlich ungenügend

finde. Sie können doch nur wenigen geistig Begabten, denen schon ein gewisser Bildungstrieb innewohnt, zugute kommen. Aber für die große Masse —"

„Ist freilich fürs erste noch sehr wenig zu hoffen", fuhr der Doktor mit einer erzwungen verbindlichen Gebärde fort. „Immerhin kann auf diese Art — gewissermaßen nach dem Gesetze der elektrischen Verteilung — auch in der großen Masse Bildungstrieb geweckt werden. Und vorderhand ist genug erreicht, wenn die geistig höher Veranlagten die erwünschte Anregung und Führung finden."

„Das ist durchaus nicht notwendig", sagte der Graf. „Wer geistig veranlagt ist, findet überall Anregung und strebt von selbst seinen Zielen zu. Ich brauche Sie nicht erst darauf aufmerksam zu machen, wie viele Forscher und Erfinder, wie viele Schriftsteller und Künstler aus den ungünstigsten, ja widerstrebendsten Lebensverhältnissen heraus sich zu hohen und höchsten Stufen emporgeschwungen. Vielleicht, ich gebe es zu, auf manchem Umwege und mit verhältnismäßiger Einbuße an Kraft und Erfolg. Dennoch braucht man es einigen wenigen nicht leichter zu machen auf Kosten der unübersehbaren Mehrzahl, in deren Köpfen durch eine mangelhafte Erweiterung des Gesichtskreises nur eine heillose Verwirrung der Begriffe entstehen kann — ganz abgesehen von bis jetzt noch ganz ungeahnten Bedürfnissen und Begehrungen, die infolge solcher Bildungsversuche in den Massen hervorgerufen werden."

„Es wächst der Mensch mit seinen Bedürfnissen", sagte der Doktor kategorisch.

„Aber auch sein Elend."

„Das ist eine gänzlich veraltete Anschauung, Herr Graf. Man ist längst davon abgekommen, das Glück der Menschheit in der Beschränkung zu suchen. Vielmehr muß der ganze Reichtum des Daseins jedem einzelnen erschlossen werden, auf daß er teil habe an allen Lebensgenüssen — bis hinauf zu den reinsten Erhebungen durch die Kunst."

„Durch die Kunst!“ hohnlachte der Graf.

„Ja, durch die Kunst!“ wiederholte der Doktor nachdrücklich. „Oder wollen Sie vielleicht dem Arbeiter das Recht auf die Freude am Schönen streitig machen? Wollen Sie ihm Museen, Theater und Konzertsäle verschließen, auf daß er nach wie vor stumpfsinnig vorübergehe an dem Adel und der Bedeutung unserer öffentlichen Bildwerke, an der Pracht unserer Gebäude — ja selbst an den Reizen der Natur?“

„Keineswegs. Ich bin nur gegen eine vorbedachte Züchtung des sogenannten Kunstsinns. Dieser famose Sinn ruft den Nachahmungstrieb hervor und hat in unserer bereits gebildeten Welt Unheil genug angerichtet, da in ihr jeder zweite Mensch malt oder modelliert, komponiert oder dichtet. Soll dieser Wahnwitz auch noch die unteren Volksschichten erfassen?“

„Es soll eben keine unteren Volksschichten mehr geben“, versetzte der Doktor giftig.

„Ich weiß, daß Sie dies beabsichtigen, indem Sie das Oberste zu unterst kehren wollen. Glück zu! Wird aber nicht viel nützen. Schichten bleiben Schichten, ob sie nun aus diesen oder jenen Elementen zusammengesetzt sind. Denn daß die Menschheit jemals aus einer Einschicht bestehen werde, glauben Sie wohl selbst nicht.“

„Oho!“ rief der Doktor. „Wir glauben das ganz bestimmt. Es dürfen nur einmal durchaus vernünftige soziale Institutionen Platz gegriffen haben, so ist es nur eine Frage der Zeit, daß bei einer genau abgewogenen und streng durchgeführten Zuchtwahl, die alles Widerstrebende und daher Schädliche dem Absterben preisgibt, eine — wenn auch nicht gleichförmige, aber durchweg harmonisch gegliederte und geläuterte Menschheit entsteht.“

„Ich gratuliere im voraus. Nur schade, daß bis dahin sich unser Planet im Zustand der Erstarrung befinden wird.“

Schon bei Beginn dieser immer hitziger geführten Kontroverse hatte sich der Hausarzt, wie es bei ähnlichen Fällen seine

Gewohnheit war, auf lautlosen Sohlen über die Teppiche des Salons in ein Nebengemach begeben, durch das er verschwand. Die übrigen aber folgten mit steigender Spannung und sehr verschiedenen Empfindungen dem Streite der beiden Gegner. Der Hofmeister sah mit weit aufgerissenen Augen unverwandt nach dem Doktor hin, dessen Worte er, die Lippen krampfhaft bewegend, im stillen nachsprach, während die Französin jede Bemerkung des Grafen, für den sie ein faible hatte, mit lebhaft zustimmendem Kopfnicken begleitete. Das Fräulein aber hielt voll innerlichen Bebens angstvoll den Blick gesenkt. Denn sie befürchtete, daß auch die Frauenfrage berührt werden könnte, auf die, wie sie wußte, der in seinen Ausdrücken nicht gerade wählerische Graf übel zu sprechen war. Sie selbst jedoch besaß bei allem Hange zur Emanzipation eine übertrieben feminine Empfindlichkeit gegen jedes derbere und freiere Wort, das ihr sofort das Blut in die schmächtigen Wangen trieb. Aber auch in dem Antlitz der Fürstin wurde allmählich ein ängstlicher Zug sichtbar. Sie hatte zwar derlei Wortgefechte in ihrer Gegenwart nicht ungern, aber nur bis zu einer gewissen Grenze. An dieser Grenze schien ihr jetzt das Gespräch der beiden Herren angelangt zu sein, und sie überlegte eben, wie sie vermittelnd eingreifen solle, als die Gesellschaft, die unten das Spiel beendet hatte, sehr geräuschvoll über die Treppe herauf und in den Salon geschritten kam, an der Spitze die schöne Gräfin, die einen ganzen Pack zusammengeknüllter Banknoten in der Rechten hielt.

„Da schau', Mama," rief sie, auf die Fürstin zueilend, „das alles habe ich den Herren abgenommen!"

„Ja, sie hat uns total ausgesackt", bekräftigte Graf Zdenko, ihr Gatte.

„Ach was," lachte der Fürst, indem er sich in einen Fauteuil warf, „dir verschlägt es nichts! Mann und Frau greifen doch in eine Tasche."

Nun nahmen auch die übrigen Ankömmlinge das Wort,

und es wurden alle Wechselfälle im Spiel sehr lebhaft durchgesprochen. Auch der Jagd wurde noch Erwähnung getan. Man stritt sich, wer den ersten Bock gefehlt habe, und rechnete wiederholt nach, wieviel jeder einzelne zur Strecke gebracht. Ein süperber Fuchs, den man ganz unvermutet aufgestöbert und geschossen hatte, wurde der Gegenstand besonderer Erörterungen. Damit aber verbreitete es sich rings wie frische, kräftige Waldluft und vertrieb die angehäuften geistigen Moleküle. Auch noch anderes kam an die Reihe. Man sprach jetzt von Wien, von den bevorstehenden Bällen, von Madame Francine und von neuen Roben, von der Wolter, die damals noch lebte, von der Heirat der Palmay und von Girardi. Ein noch sehr junger Baron versuchte eine Coupletstrophe in der Art dieses Künstlers vorzutragen, mit dem er im Äußeren einige Ähnlichkeit hatte. So wurde es immer lauter im Salon; nur Graf Erwin und der Doktor, die sich gegenseitig sonderbare Blicke zuwarfen, verhielten sich schweigend.

Die Fürstin bemerkte die Verstimmung der beiden Herren und sagte endlich: „Na, Kinder, jetzt aber ist es Zeit, daß wir schlafen gehen.“ Sie erhob sich etwas mühsam aus ihrem Lehnsessel und umarmte die Tochter. Dann reichte sie dem Doktor die Hand, die dieser mit einer sehr förmlichen Verbeugung an die Lippen führte. „Ich bedauere, daß Sie uns schon morgen vormittag verlassen wollen. Aber ich hoffe, Sie vor Ihrer Abreise noch zu sehen.“ Nach diesen Worten bewegte sich die Fürstin, von den übrigen gefolgt, der Tür zu, und bald war alles mit lauten Gutenachtrufen in den weitläufigen Korridoren des Schlosses auseinandergestoben.

Der Hofmeister aber wollte es sich nicht nehmen lassen, den Doktor nach seinem Zimmer zu geleiten. Er hatte die Brust zum Zerspringen voll; er wollte etwas sagen, brachte aber kein Wort hervor. Dabei hoffte er, daß der Doktor zu ihm sprechen, ihn vielleicht auffordern werde, noch ein wenig bei ihm einzutreten. Aber es geschah nicht. Der andere reichte ihm an der

Schwelle ziemlich kühl die Hand und sagte bloß: „Also auf Wiedersehen — morgen beim Frühstück.“

Kaum im Zimmer, machte der Doktor seiner inneren Erregung dadurch Luft, daß er den großen getäfelten Raum ..ach allen Richtungen hin sehr geräuschvoll durchmaß. Den eintretenden Diener, der sich nach allfälligen Wünschen erkundigte, wies er barsch ab. Dann blieb er stehen und stampfte mit dem Fuße. Was war ihm da widerfahren? Überall lauschte man seiner Rede mit gläubiger Andacht, oder doch wenigstens mit schweigender Unterwürfigkeit. Und wenn man sich schon Einwendungen erlaubte, so geschah es mit ehrerbietigem Zögern und in den verbindlichsten Ausdrücken — wie es ja auch heute von seiten der Fürstin geschehen war. Aber dieser Graf hatte ihn von oben herab behandelt — hatte ihn mit hochmütiger Ironie abgekanzelt wie einen Lakai! Die Galle kochte in ihm bis an den Hals hinauf. Sollte er diesen Menschen nicht fordern?! Er griff in die Luft wie nach einer Pistole und streckte den Arm, als gelte es zu zielen. Diese Bewegung, die er mehrmals wiederholte, schien ihn allmählich zur Ruhe zu bringen. Er begann wieder auf und ab zu schreiten, doch in gemessener Haltung, und immer stolzer richtete sich sein Haupt empor. Endlich spuckte er verächtlich aus. „Aristokratischer Hohlkopf!“ sagte er, indem er daran ging, sich auszukleiden.

Aber auch der Pavillonbewohner war inzwischen in seinem Schlafzimmer auf und nieder geschritten. Er ärgerte sich über sich selbst, daß er sich mit dem Doktor eingelassen. Denn er war ein kluger Mann und wußte sehr genau, wie ohnmächtig er mit seinen Anschauungen dem Zuge der Zeit gegenüber dastehe. Es fiel ihm daher auch gar nicht ein, seine Meinungen irgendwie geltend machen zu wollen, ja er vermied es, sie vor Fremden auszusprechen. Aber das ganze Wesen des Doktors hatte ihn gereizt. Sein bloßer Anblick war ihm auf die Nerven gegangen. Dieses kaltäugige Vogelgesicht! Dieser haarlose, zugespitzte Schädel! Er machte unwillkürlich eine Bewegung mit

dem Arm, als schwinge er eine Reitpeitsche. Dann rief er mit starker Stimme: „Wenzel!" Ein bejahrter Diener erschien und war ihm wie ein Automat bei der Nachttoilette behilflich.

Im Bette blieb Graf Erwin noch eine Zeitlang wach und folgte mit dem Blick dem Rauche seiner Zigarre, der sich langsam zu den Stuckverzierungen des Plafonds hinankräuselte. Jetzt warf er den Stummel in den Aschenbecher, blies das Licht aus und murmelte: „Moderner Esel."

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.